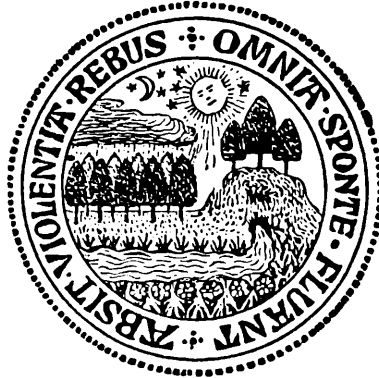


MONATSSCHRIFTEN DER
COMENIUS-GESELLSCHAFT
XXI. BAND · ◊ · ◊ · ◊ · ◊ · HEFT 1

Monatshefte der Comenius= Gesellschaft

für Kultur und Geistesleben
1912 Januar Heft 1



Herausgegeben von Ludwig Keller
Neue Folge der Monatshefte der C.G.
Der ganzen Reihe 21. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1912

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistes-
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Inhalt

	Seite
Aussprüche Friedrichs des Grossen	1
Die Comenius-Gesellschaft und der Neuidealismus	3
Professor Dr. August Wolfstieg -Berlin, Goethes Märchen von der grünen Schlange	5
Dr. Kurt Sternberg -Berlin, Gerhart Hauptmanns Verhältnis zur Religion . . .	14
Oberlehrer Dr. Tesch -Köln, Galileo Galilei († 8. Januar 1642). Ein Gedenkblatt	20
Adolf Harnack und das platonische Christentum	25
Dr. Otto Conrad -Charlottenburg, Paulsens Pädagogik und die Erziehung zur Humanität	27
Dr. Artur Buchenau -Charlottenburg, Ein neues philosophisches Unternehmen der Kant-Gesellschaft	32
Hermann Oncken über die Nachwirkungen der täuferischen Gedanken in den Vereinigten Staaten	34
Streiflichter	36

Die geistigen Strömungen der Gegenwart und die Comenius-Gesellschaft. — Humanitätslehre und Scholastik in ihrer Stellung zur Armenpflege. — Wortsprache und Bildersprache der Scholastik und der Humanitätslehre. — Geheime Gesellschaften oder „Unsichtbare Gesellschaften“. — Die platonisch-sokratische Weisheit und das Christentum. — Die Gewerkschaften, der Staat und die Kirche. — Waren die älteren Sozietäten Berufsvereine oder Kultvereine? — Tempel und Altäre. — Das Hüttenwesen, die Alchemie und die Münzgenossenschaften. — Die Alchemie und die Bergwerkslehre. — Seit wann gibt es Freimaurer in Deutschland? — Der Name „Weber“ (Tisserands) zur Bezeichnung der Waldenser.

==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

Brandenburg , Die deutsche Revolution 1848 . . 1* Fahrlon , Philosophie und Weltanschauung . . 1* Dorner , Pessimismus, Nietzsche und Naturalismus 1* Foerster , Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen 2* Guyon , Zwölf geistliche Gespräche 2* Kierkegaard , Gesammelte Werke, Bd. 1 und 12 3* Ku Hung-Ming , Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen 3*	Mansbach , Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem hl. Thomas von Aquin 4* Mantlner , Wörterbuch der Philosophie 4* Merker , Hans Sachsens ausgewählte Werke . . 5* Müller , Das religiöse Leben in Amerika 6* Naumann , Geist und Glaube 6* Plotin , Enneaden 7* Gundolf , Shakespeare in deutscher Sprache . . 7* Wolfstieg , Bibliographie der freimaurerischen Literatur 8*
--	---

Verzeichnis der im Text besprochenen und erwähnten Schriften

Kannengliesser , Friedrich der Einzige 2 Kunzendorf , Fridericana 3 Sternberg , Gerhart Hauptmann 14	Schultze , Aenesidemus 33 Lamprecht , Americana 35
---	---

MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN



SCHRIFTFÜHRUNG:
DR. LUDWIG KELLER
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

BERLINER STRASSE 22
BERLIN-CHARLOTTENBURG

N. F. Band 4

Januar 1912

Heft 1

Die Monatshefte der C. G., für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, September und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. — Einzelne Hefte M. 2.50. — Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

AUSSPRÜCHE FRIEDRICHS DES GROSSEN

Die metaphysischen Fragen gehen über unsern Verstand hinaus. Wir bemühen uns vergeblich, Dinge zu erschließen, die unser Fassungsvermögen übersteigen, und in dieser unwissenden Welt gilt die wahrscheinlichste Vermutung für das beste System.

Das meinige besteht darin: das höchste Wesen anzubeten als das einzig gute und einzig barmherzige, das eben darum unsere Verehrung verdient; die Menschen, deren elende Lage ich kenne, zu erleichtern und zu trösten, so sehr ich kann, und mich im übrigen dem Willen des Schöpfers zu überlassen, der über mich verfügen wird, so wie ihm gut scheint, und von dem ich — es mag kommen, was da will, nichts zu fürchten habe. (An Voltaire, 8. Februar 1737.)

Es macht mich unwillig, daß man in diesem strengen Klima sich so viele Mühe gibt, Ananas, Pisangs und andere ausländische Gewächse fortzubringen, und so geringe für das menschliche Geschlecht. Man mag mir sagen, was man will, ein Mensch ist schätzbare als alle Ananas der ganzen Welt. Er ist die Pflanze, die wir anbauen müssen und die alle unsere Sorgfalt verdient, denn sie ist es, die den Ruhm und

die Zierde des Vaterlandes ausmacht. (Lettre sur l'éducation, 18. Dezember 1769.)

Ich verzeihe den Stoikern alle Irrtümer ihrer metaphysischen Untersuchungen wegen der großen Männer, die ihre Moral hervorgebracht hat. Die erste Sekte wird für mich immer diejenige sein, welche den meisten Einfluß auf die Sitten hat, welche die Gesellschaft sicherer, milder und tugendhafter macht. Das ist meine Denkungsart, sie hat nur das Glück der Menschen und den Vorteil der Gesellschaft im Auge. (An d'Alembert, 7. Januar 1768.)

Man kann verschiedener Meinung sein, ohne sich zu hassen, jedenfalls ohne sich zu verfolgen. Ich habe den Verfasser des „Système de la Nature“ widerlegt, weil seine Gründe mich nicht überzeugt haben; jedoch würde ich, wenn man ihn verbrennen wollte, Wasser herzutragen, um seinen Scheiterhaufen zu löschen. (An d'Alembert, 18. Oktober 1770.)

Sie brauchen nicht zu fürchten, daß die boshaften Unterstellungen oder eigennützige Beweggründe den Entschluß irgendwie ändern könnten, den ich gefaßt habe; ich hasse den Fanatismus in der Politik ebenso wie ich ihn in der Religion verabscheue. (An den Kardinal Fleury, 19. September 1742.)

(Hier nach Kannengießler, Friedrich der Einzige. Ein Charakterbild des großen Königs in seinen Worten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch 1912.)

Der Gott, dem die Natur so laut ein Loblied singt,
Und dessen Ruhm ein jeder Stern in seinem Laufe preist,
Ist groß, allmächtig, ewig wohl, doch gnädig auch,
Voll Huld und spendet reiche Wohltat aus.
So betet ihn das Weltall an.

Unsere heutigen Religionen gleichen der Religion Christi nicht mehr. Jesus lehrte die Geduld und wir verfolgen, Jesus predigte eine reine Sittenlehre, und wir üben sie nicht aus — kurzum, ein Christ unseres Jahrhunderts ist einem Christen des ersten Jahrhunderts garnicht mehr ähnlich.

Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, das die Natur hervorbrachte. Mithin muß die Natur unendlich verständiger sein als er, oder sie hätte ihm Vollkommenheiten mitgeteilt, die sie selbst nicht besäße, was ein förmlicher Widerspruch wäre.

Sobald jede Art, Gott zu verehren, frei ist, herrscht überall Ruhe, während die Verfolgung die Quelle der blutigsten, langwierigsten und verheerendsten Bürgerkriege gewesen ist.

Der Geist und die Gesetze der Religion bestehen in Sitten wohl, doch in dem Glauben nicht. Ein Ketzler ist nur der, der mein Verderben will.

(Fridericiana. Lebens- und Weisheitssprüche Friedrichs des Großen. Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage. Von Paul Kunzendorf. Ferd. Dümmler, Berlin 1912.)

DIE COMENIUS-GESELLSCHAFT UND DER NEUIDEALISMUS

Die Geistesrichtung, als deren Vertreterin unsere Gesellschaft seit zwanzig Jahren im öffentlichen Leben wirkt, grenzt sich gegenüber den andersartigen geistigen Strömungen, die die Gegenwart durchziehen, immer klarer ab, und ihre Verwandtschaft mit bestimmten Strömungen früherer Zeiten tritt den Zeitgenossen immer deutlicher in das Bewußtsein. Als Folgeerscheinung dieser Entwicklung ist es anzusehen, daß sich zur Kennzeichnung unserer Gesellschaft und ihrer Anhänger allmählich ein bestimmter Name einzubürgern beginnt, nämlich der Name des Neidealismus.

Die Anhänger einer verbreiteten Denkart pflegen nicht gefragt zu werden, ob ihnen ein Name, den ihnen die Vertreter der öffentlichen Meinung beilegen, erwünscht ist oder nicht. Wenn es den Gegnern gelingt, einen von ihnen selbst gewählten Namen durchzusetzen, so pflegen sie solche Bezeichnungen zu bevorzugen, die zugleich wirksame Kampfmittel sind, und nicht selten sind solche Namen zu Sektensnamen geworden, die geeignet waren, ihnen den Verdacht der Staatsgefährlichkeit anzuheften oder sie dem Odium der öffentlichen Meinung auszusetzen und die kirchlichen und staatlichen Mächte in Bewegung zu setzen. Wer die Geschichte der Namen Synkretisten, Pantheisten und Deisten kennt — um von dem Namen Atheisten ganz zu schweigen — der wird verstehen, was wir meinen.

Wären wir gefragt worden, welchen Namen wir, falls nun einmal ein Name sein muß, bevorzugen würden, so würden wir

den Namen **Neuhumanismus** und **Neuhumanisten** vorgezogen haben. Denn die Idee der **Humanität**, die übrigens nach unserer Überzeugung mit dem rechtverstandenen Idealismus die innigste Berührung besitzt, steht im Mittelpunkt unserer Bestrebungen; ähnlich wie der ältere Humanismus kämpfen wir für die Versöhnung von „Kreuz und Rose“ oder um die Versöhnung von griechischer Weisheit mit dem echten Christentum, wie es schon die großen Führer der Renaissance getan haben.

Aber da der Name Neuhumanismus zur Kennzeichnung des Zeitalters unserer klassischen Dichtung vielfach gebraucht wird, so ist er für andere Strömungen ohne Zusatz nicht mehr verwendbar, und es ist lediglich erwünscht, wenn man von seiner Anwendung Abstand nimmt.

Die innere Berührung, in welcher die Idee der Humanität mit der griechischen Weisheit einerseits und mit dem Christentum Christi andererseits steht, ist oft von uns betont worden. Wir haben auch darauf hingewiesen, daß das Wort wie der Begriff der Humanität, die nach dem Siege der Gegenreformation stark zurückgedrängt waren, seit dem siebzehnten Jahrhundert von keinem großen, unter allen Nationen verehrten Philosophen und Pädagogen nachdrücklicher betont worden ist als von **Comenius**.

Diese Tatsache ist schon von Karl Christian Friedrich Krause und im Anschluß an dessen Ausführungen von Paul Hohlfeld hervorgehoben worden. Hohlfeld sagt¹⁾: „Die Wörter Menschheit und Menschengeschlecht — darauf macht Krause wiederholt aufmerksam — kommen in der Bibel nicht vor; also konnte sie Comenius aus der Bibel nicht haben“.

Mithin ist es die griechisch-römische Weisheit gewesen, aus deren Wortschatz diese Ausdrücke und diese Begriffe stammen und aus deren Gedankenwelt sie die Wortführer der Renaissance und die Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts übernommen haben.

Im Sinn der neuplatonischen Weisheit, deren enge Berührung mit dem Christentum der ersten Jahrhunderte ja hinreichend bekannt ist, hat Comenius dem Worte **Humanität** einen starken religiösen Einschlag gegeben und dieses Wort im Sinne des Wortes

¹⁾ Monatshefte der C. G., Bd. I (1892), S. 3.

Idealismus angewandt, wie es seit dem 17. und 18. Jahrhundert in Gebrauch gekommen ist.

Ganz natürlich ist es mithin, daß eine Gesellschaft, die sich nach Comenius nennt, den Idealismus auf ihre Fahne schreibt, natürlich auch, daß sie von Außenstehenden nach diesem Worte benannt wird und daß ihre Mitglieder zu den Idealisten im philosophischen Sinne dieses Wortes gezählt werden. Wir nehmen den Namen an und werden weiter unter dieser Fahne kämpfen.

GOETHES MÄRCHEN VON DER GRÜNEN SCHLANGE

Von

Professor Dr. August Wolfstieg - Berlin



n die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, ein Novellenzyklus, der für die Geschichte der Novelle von großer Wichtigkeit, ästhetisch aber von minderem Werte ist, hat der Altmeister Goethe ein Märchen angehängt, über dessen wunderbare Schönheit alle Gebildeten völlig einig sind; leider aber bietet gerade dieses poetische Werk immer noch der Erklärung sehr große Schwierigkeiten.¹⁾ Es wird meine Aufgabe sein, den Versuch zu machen, diese dadurch zu lösen, daß ich das Kunstwerk von einer neuen, Goethe sehr nahe liegenden Seite zu beleuchten versuche.

Der Inhalt des Märchens ist kurz folgender:²⁾

An dem Ufer eines großen Flusses, über welchen keine Brücke führt, ist die schöne Lilie durch einen Zauber in wüstes Land gebannt. Da sie die Kraft besitzt, alles Tote lebendig zu machen, so hat sie einen Teil des Landes dadurch in einen großen Garten verwandelt, daß sie trockene Reiser auf Gräber derjenigen pflanzte, die sie durch Berührung getötet hatte; denn auch diese Kraft wohnte ihr inne. Die Lilie harret der Erlösung vom Zauber. Aber nach ihrem Ufer bringt der Fährmann keine lebende Seele hinüber, wohl aber fährt er gegen Entlohnung mit Früchten ein-

¹⁾ Schiller schreibt am 25. Dezember 1795 an Goethe: In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen.

²⁾ Ich benutze die Hempel'sche Goethe-Ausgabe, Bd. 16, S. 103—132.

zelne Wanderer über den Fluß auf das dem Garten der schönen Lilie entgegengesetzte Ufer, wo nicht nur Menschen leben, sondern auch eine fabelhafte grüne Schlange und ein ungeschlachter Riese; hier haust auch der Alte mit der Wunderlampe und sein Weib. In tiefem Felsen verborgen liegt in wilder Gegend hier ein unterirdischer Tempel, in dem drei metallene Könige aus Gold, Silber und Erz und eine vierte Figur stehen, die aus allen drei Metallen gemischt ist; „aber beim Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammengeschmolzen zu sein, goldene und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eiserne Masse hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehen“.

Irrlichter kommen mit dem Fährmann herüber in der Meinung, diesseits sei der Garten der schönen Lilie. Sie geraten in die Hütte des Alten mit der Lampe, dessen Frau sie bitten, dem Fährmann seinen Lohn in Früchten zu zahlen. Das Gold, das sie als Ersatz dafür durch Schütteln von sich geben, frißt der Mops der Alten und wird dadurch in einen Onyx verwandelt, während nachher die Schlange durch dessen Genuß in wunderbarem Lichte erglänzt. Die Frau macht sich auf Geheiß ihres Mannes auf den Weg, die Schuld der Irrlichter zu begleichen, aber auf dem Marsche raubt ihr der Schatten des Riesen, der selbst schwach ist, dessen Schatten aber gewaltige Kraft besitzt, einige von ihren Früchten. Daher will der Fährmann den Lohn nur nehmen, wenn die Frau ihre Hand in den Fluß halten und schwören will, daß sie den Rest zahlen wird. Aber das Glied wird schwarz und schwindet, sie muß eilen, die Schuld zu bezahlen, wenn es nicht ganz vergehen soll. Auf dem Rückwege, den sie eilends antritt, trifft sie den jungen König, der sich ganz von Sehnsucht nach der schönen Lilie verzehrt. Da auch die Frau wegen der Wiederbelebung des Hundes und die Irrlichter um der schönen Lilie willen auf das jenseitige Ufer hinüber wollen, so beschließen sie, gemeinsam zu pilgern.

Mit Hilfe der Schlange, die um Hochmittag einen glänzenden Bogen über den Fluß schlägt, gelangen sie alle zur schönen Lilie. Diese trauert, weil sie durch Berührung ihren vor einem Habicht flüchtenden Kanarienvogel getötet hat — es stirbt eben alles, was sie berührt — aber sie erfüllt doch gern den Wunsch der Frau, den in Onyx verwandelten Mops wieder in das Leben zurückzurufen. Als sie dann das drollige Tier küßt, wird der junge

König so hingerissen, daß er die Lilie umarmt und natürlich durch die Berührung entseelt zu Boden stürzt.

Nun ist guter Rat teuer. Vorerst schützt die Schlange durch einen Ring den kleinen gefiederten Sänger und den Leichnam des königlichen Jünglings vor Verwesung. Um Hochmitternacht kommt gerade zur rechten Zeit, von dem Habicht geleitet, der Mann mit der Lampe, der alle, auch die schöne Lilie, auf dem Bogen der wunderbar erglänzenden Schlange wieder hinüber auf das jenseitige Ufer geleitet. Er hatte im Tempel, den er mit der Lampe erleuchtet hatte, gesehen, daß die Heraufführung der neuen Ära „an der Zeit“ sei, und die schöne Lilie aus dem Garten befreit. Um den toten König wieder zu beleben und den Zauber ganz zu brechen, opfert sich die Schlange; die einzelnen in Steine verwandelten Stückchen ihres Leibes wirft auf ihr Geheiß der Alte in den Fluß. Der Jüngling aber erhebt sich und wandelt. Nun betreten alle den Tempel, der unter dem Flusse durch einen Zauber auf das andere Ufer versetzt wird, wo der Zusammenbruch des gemischten Königs durch die Irrlichter geschieht, der Jüngling aber geweiht und alles verjüngt wird. Dann findet die Trauung der schönen Lilie mit dem jungen Könige statt. Die Brücke über den Fluß, die nach einer alten Weissagung geschlagen werden sollte, wenn es an der Zeit war, entsteht jetzt auf den Trümmern der Schlange, die als Pfeiler den schönen Bogen tragen. Der Riese endlich wird in Stein verwandelt und dient als Weiser einer Sonnenuhr. So endigt also alles glücklich.

Die Novellen, sicher das Märchen sind im August und September 1795 geschrieben; das letztere erschien noch im Oktober desselben Jahres im zehnten Stücke von Schillers Horen.¹⁾ Die Arbeit fand vielen Beifall: Schiller und seine Gattin, Körner, Humboldt und Schlegel,²⁾ also Männer der verschiedensten Richtung, äußerten sich sehr entzückt über das Märchen, das aber manche anderen auch wieder aufregte, da sie das in ihm verborgene Rätsel zu erraten nicht leicht fanden. Das forderte dann unmittelbar Goethes Spott heraus. Er schrieb zunächst am 26. September an Schiller: „Die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen, als so

¹⁾ Das ergibt sich aus den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Ausg. von E. Diederichs, Jena 1905 No. 81, 86 und 104.

²⁾ Briefwechsel No. 121, Der Prinz Constantin von Weimar verbiß sich geradzu in den mystischen Sinn des Märchens. Briefwechsel 130, 131.

viel Rätsel, dem Rätselliebenden willkommen sein“, erstaunte dann aber doch über die Torheiten der Ausleger und geißelte diese 1797 in dem Xenion:

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen
geschäftig.

Nun, was machen sie denn alle? Das Märchen,
mein Freund.“

Viel besser ist die Sachlage späterhin auch nicht geworden, da oft auch die besten Kenner Goethes bei der Auslegung des Märchens glänzend vorbeigeschossen haben.¹⁾

Zunächst ist klar, daß das Märchen nicht reine Phantasie ist, weil sich bei dem großen Realisten Goethe überhaupt keine Dichtung findet, die nicht auf dem Boden eines Erlebnisses steht. Guhrauer²⁾ gibt für die Entstehung der Konzeption aus einer nicht näher bezeichneten, aber sehr zuverlässigen Quelle an, daß „Goethe im Paradies, einem Spaziergange längs des Saalufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, jenseits des Flusses auf bunter mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau (Frau Prof. Schütz), der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, im weißen Kleide und bunten Turban mit andern Frauen umherstreifen sah und ihren Gesang über das Wasser herüber hörte. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn jeden, der da wollte, in einem schmalen Kahne nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hilfe des alten Fischers lachend und den Kahn schaukelnd über den Fluß.“ Das erklärt nicht nur die Topographie, sondern auch die Anfangssituation im Märchen von der grünen Schlange, das Übersetzen der Irrlichter durch den alten Fährmann, dessen Hütte nachher zum silbernen Altar im Tempel wird. — Auch das ist klar, daß die Zeitumstände im Jahre 1795 auf Goethes empfänglichen Geist bei der Dichtung bewußt oder unbewußt eingewirkt haben. Der Novellenzyklus, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, die eben das Märchen schließt, gehört zu Goethes Revolutionsdichtungen; also gehört auch das Märchen dahin. Das bedingt aber wieder, daß das Märchen von den Spuren der augenblicklichen Situation und von dem Geiste der Zeit nicht frei bleiben

¹⁾ Alle diese Auslegungen sind in der Einleitung zu Bd. 16 der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken von Fr. Strehle zusammengestellt.

²⁾ Jahrbücher der Literatur 116, S. 89;

konnte¹⁾. Der Fluß ist wohl sicher der Rhein, dessen linkes Ufer damals durch den Frieden von Basel französisch geworden war. Die verzauberte schöne Frau ist nicht umsonst die „schöne Lilie“, das Wappenbild der Bourbonen. Daß sie tötet, was sie berührt, hatte die Guillotine nur zu sehr gelehrt, und daß sie lebendig zu machen wußte, zeigte die Begeisterung der französischen Heere. Jener plumpe gemischte König, dessen Einheit sehr problematisch ist, dürfte nicht ungeschickt mit dem Deutschen Reiche erklärt sein; in diesem Falle hätte Goethe vorausgesehen, daß dessen Fall nichts als Gelächter hervorbringen werde. Der kleine Sänger der schönen Lilie, der Kanarienvogel, ist die französische Literatur, die der Habicht, die französische Revolution, verfolgt; dieser Habicht, der zur neuen Ära hinüberleitet und in einem Spiegel die neuen Ideen, „den ersten Sonnenstrahl“, „das zurückgeworfene Licht aus der Höhe“ auffängt und „die Schläferinnen beleuchtet und weckt“. Die drei schönen Dienerinnen der Lilie sind als Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erkennbar. Man könnte in der politischen Auslegung des Märchens auch noch weiter fortfahren, und das ist von vielen Auslegern geschehen; ob aber mit Recht, weiß ich allerdings nicht zu sagen, wage es sogar zu bezweifeln.

Indessen dürfte unter allen Umständen eine rein realistische und politische Erklärung den Inhalt der Dichtung auf keinen Fall erschöpfen. Jedes Märchen ist symbolisch, aber nicht allegorisch, am wenigsten allegorisch auf Zeitverhältnisse gemünzt. Goethe äußert sich selber einmal darüber: „Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere (die Symbolik), ist aber eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer dieses Besondere lebendig erfaßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erst spät.“ Wenn aber irgendeine Gattung der Poesie, so zeigt das Märchen die reine Natur der Symbolik. Also ist das Märchen nicht allegorisch, sondern

¹⁾ Daß in das Märchen politische Gedanken stark eingeflochten sind, ergibt sich aus Goethe's Briefe vom 26. Sept. 1795 (Briefwechsel No. 105), wo Goethe einen Spruch aus dem Märchen auf ein politisches Ereignis anwendet.

symbolisch. Die Deutung des Märchens, die dieses symbolisch zu verstehen sucht, müßte also in dem einzelnen der Dichtung überhaupt nur die Idee, das Kunstwerk als Ganzes, suchen und das einzelne nur als eine geschliffene Seite dieses wundervollen Diamanten betrachten, die aber doch von dem Ganzen wieder nie zu trennen ist.¹⁾ Ich glaube, auf diesem Wege läßt sich die endgültige Deutung des Märchens unschwer finden.

Habe ich in der Methode der symbolischen Auslegung das richtige getroffen, so ist zweifellos die hier angewandte Symbolik durchweg als freimaurerisch anzusprechen und die Idee des Ganzen ist es nicht minder. Es handelt sich um die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, um die Heraufführung des Zeitalters der Humanität, um den Bau der Brücke, die der Menschen Lande traulich verbindet.

Ach warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach warum ist die Brücke nicht gebaut!

jammert die schöne Lilie, das verzauberte Abbild des Idealismus, in seiner Schönheit und Reinheit, der das Lebendige (Materielle) mit seiner Berührung tötet, das Tote aber wieder zum Leben zu erwecken vermag, freilich nur zu einem Scheinleben, das an sich noch keine Früchte hervorbringt. Noch ist eben ohne die Humanität der Idealismus schemenhaft und nicht frei; das Thema des Märchens ist die Entzauberung desselben durch Aufopferung und durch die Ausbreitung des Gedankens der reinen Menschlichkeit und die Versetzung des Tempels der Weisheit aus dem unterirdischen Felsgewölbe an die Ufer des Flusses, d. h. in das Getriebe der Welt.

In Sehnsucht nach der schönen Lilie schmachtet der junge König, der Genius des deutschen Volkes, dahin; er muß erst lebendig gemacht werden durch die Aufopferung der Schlange, des Symbols der Menschlichkeit, und zum Leben ausgerüstet werden durch Arbeit, und zwar durch Arbeit im Tempel: dann

¹⁾ Schiller's Auslegung (Briefwechsel 25) ging ganz darauf hinaus, „daß alles Symbol sei“. Das ganze zeige sich überhaupt als die Produktion einer sehr fröhlichen Stimmung. Aber Schiller sucht eine Idee des Ganzen und findet „das gegenseitige Hilfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander“, eine Idee, deren Goethe einmal Schiller gegenüber Erwähnung getan hatte. Diese Idee scheint tatsächlich in dem Märchen zu liegen. Der Alte mit der Lampe sagt einmal: Ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt.“

erst kann er mit der entzauberten schönen Lilie sich vermählen und sein Volk beglücken.

Daß der unterirdische Tempel der freimaurerische Tempel ist, unterliegt keinem Zweifel. Die drei Könige, die Goethe selbst mit „Weisheit, Schein und Gewalt“ bezeichnet, sind Weisheit, Schönheit und Stärke. Ob sich der vierte, der gemischte König, wird je symbolisch erklären lassen, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht wird in ihm die Unklarheit und Unsicherheit verkörpert, die sich plump niedersetzt, und zu scheußlichem Klumpen geballt, dem Spotte und der Verachtung anheimfällt, wenn der erste Strahl des heiligen Lichtes in den Tempel hineinfällt. Bei dem ersten Gespräche schon wird als seine Zukunft bezeichnet, daß er sich setzen werde, wenn es „an der Zeit“ sei, während die ältern drei Brüder stehen bleiben und sich miteinander verbinden. Er war der jüngste der Brüder, genau betrachtet eine Mischung der drei Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren und von unangenehmem Ansehen. Möglicherweise hat hier Goethe einen Seitenhieb auf die Vermengung der echten freimaurerischen Idee mit allen möglichen anderen ethischen Gedanken (strikte Observanz, neue Rosenkreuzer usw.) führen wollen, aber ich kann das nicht beweisen; indessen ist es doch sicher, daß ein ausgezeichnete Humor über dem Ganzen ausgebreitet liegt, der recht wohl auch hier in diesem Sinne zu Worte gekommen sein kann.

Die Gespräche im Tempel sind ganz maurerisch. Herrlicher als das Gold wird das Licht, erquicklicher als das Licht das Gespräch genannt. Das offenbare Geheimnis, welches unter den drei Geheimnissen: Offenbarung, geistig-geschichtlicher Verlauf der Menschheit und Natur das wichtigste ist, dürfte die Natur sein; denn das lag Goethe am nächsten. Dieses will der Alte mit der Lampe erhellen, wenn er das vierte weiß, und dieses kennt die Schlange; die Freimaurerei ist von der Menschlichkeit erkannt und wohl auch geboren. Das neue Wort, Humanität, ist gefunden: „es ist an der Zeit“. Auch die Aufnahme des Königs in den Tempel gleicht gewissen Bräuchen und Zeremonien. Die herrlichen Worte, die die drei Könige sprechen, sind der Würde der Stärke (das Schwert an der Linken, die Rechte frei), der Schönheit (Weide meine Schafe) und Weisheit (Erkenne das Höchste) durchaus angemessen. Die heilige Handlung gipfelt an in dem prachtvollen Ausspruche des Alten mit der Lampe:

„Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr“. Auch sonst finden sich eine ganze Menge Sinnsprüche, die wir direkt für die Freimaurerei in Anspruch nehmen dürfen: „Ein Einzelner hilft nicht, sondern wer mit Vielen sich zur rechten Stunde vereinigt“. — „Jeder verrichte sein Amt, Jeder tue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen“ u. dgl. m. Auch die Idee der Aufopferung der Schlange gehört in diesen Zusammenhang.

Bielschowsky hat die Ansicht ausgesprochen, daß der Alte mit der Lampe Gott selber sei. Das ist weit poetischer, als die Interpretation, der Alte sei die Forschung. Die schöne Lilie redet ihn überdies „heiliger Vater“ an, was auf das Suchen nach Wahrheit nicht passen würde. Der Alte weiß alles, lenkt alles, kennt allein das Ziel und ist der einzige, der in der Not helfen kann. Er ist der Inhaber der Kraft der Liebe, der Bauer (Baumeister), nicht der Herrscher, nicht einer der Könige und doch stärker als sie. Er ist im Tempel nachher der Führende, man möchte fast sagen, in dieser Fülle symbolischer Handlungen und Figuren die leitende Kraft. Ist aber diese Auslegung richtig, dann haben wir — ganz Goethes Anschauung gemäß — die göttliche Weisheit vor uns, die mit der faulen und ängstlichen, geschwätzig und eitlen Frau „Welt“ verheiratet ist; diese verjüngt sich erst, nachdem sie sich in dem Flusse, dem Geiste der Humanität, gebadet hat. Aber hält sie ihr Wort nicht, gibt sie dem Fährmann und dem Flusse nicht ihren Lohn an Früchten, die sie selbst hervorgebracht hat, dann dorrt ihr die schöne Hand und schwindet: wehe dem, der seine Hand der Humanität weihet und doch sein Wort nicht hält, Früchte zu bringen.

Die Irrlichter, die Vertreter der spielrigen, räsonnierenden, das Reich der schönen Lilie am verkehrten Ufer suchenden Aufklärungsphilosophie, besitzen keine Früchte; sie müssen erst die Frau Welt, mit der sie kokettieren, darum bitten. Das Gold der falschen Tugend und Vernunft, das sie aus ihren schlotternden Leibern bloß so herausschütteln, verwandelt den Mops, das Symbol der Eigenschaften der gemeinen Seele, in Stein, läßt aber die Schlange, die Menschlichkeit, in prachtvollem Lichte erglänzen; es ist eben ein anderes, als jenes, aus dem die Weisheit, der goldene König, zusammengesetzt ist. „Hebet Euch weg von mir! Mein Gold ist nicht für Euren Gaum.“ Wenn die Irrlichter sich schütteln, dann werden sie dünner und spitz;

ihre Gabe ist eben nicht derart, daß sie spendet und doch nicht verliert. Diese Herren von der vertikalen Linie, wie sie die Schlange humorvoll nennt, lecken aber dem gemischten Könige das Gold aus den Adern; wahrlich eine hübsche Satire auf die Aufklärung und das Philistertum, die uns Deutsche trotz ihres Triefens von Tugend und Vernunft matt und lächerlich gemacht haben, weil es diesem rationalistischen hohlen Phrasentum an dem Golde echter Weisheit nur allzusehr mangelte.

Der Riese, der Wahn, hat trotz seiner ungeschlachten Gestalt nur durch seinen Schatten, den Aberglauben, Macht; sein Wesen und sein Körper ist kraftlos. Als das Reich der Humanität anbricht, wird er in „eine kolossale mächtige Bildsäule von rötlich glänzendem Steine“ verwandelt, und sein Schatten dient als Zeiger der Sonnenuhr. Das erinnert an den zu Ehren des Augustus errichteten großen Obelisk des Sesostris in Rom, von dem Goethe in der italienischen Reise spricht; dieser stand als Zeiger der großen Sonnenuhr da, die auf dem Boden des Campus Martius errichtet war. Diese Reminiszenz Goethes erklärt die Metamorphose des Wahns zu der nützlichen Beschäftigung, den Menschen anzeigen zu müssen, ob es gegen Tag oder Nacht gehe.

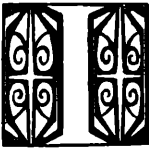
Ich glaube, so in symbolischer Auffassung gibt das Märchen einen wunderbar poetischen und doch ganz klaren Sinn. Der Idealismus ist verzaubert, traumhaft, bis die Zeit der Humanität heraufzieht und die Schlange für das Wohl des Volkes sich opfert. Dann vermählt sich Liebe und Lenz, das echte, durch die Menschheit geweihte Ideal des Wahren, Guten und Schönen mit dem Genius des deutschen Volkes, dann ist der Tempel der Weisheit am Ufer erbaut, die Brücke geschlagen, dann sind die Völker vereint. Der erste Sonnenstrahl der neuen Zeit der reinen Menschlichkeit, den der Habicht im Spiegel der Schönheit auffängt und zurückwirft, vergoldet das Herrscherpaar, verjüngt die Welt und macht das Volk glücklich. „Bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.“

Möge er es immer bleiben!

GERHART HAUPTMANN'S VERHÄLTNIS ZUR RELIGION

Von

Dr. Kurt Sternberg in Berlin



In seinem groß angelegten Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ hat sich Hauptmann das Thema des religiösen Wahnsinns gestellt. Die Wahl dieses Stoffes konnte den Kenner der dichterischen Entwicklung Gerhart Hauptmanns nicht weiter überraschen, zumal der Dichter schon früher einmal das gleiche Thema in der novellistischen Studie „Der Apostel“ behandelt hatte. Daß Hauptmann ein trefflicher Psychiater ist, hat er uns oft bewiesen; die Mehrzahl seiner Werke legt hierfür ein beredtes Zeugnis ab. Allein auch die Wahl eines religiösen Stoffes kann nicht weiter wundernehmen; man kann schon seit einer geraumen Zeit beobachten, wie Hauptmanns Verhältnis zur Religion ein immer positiveres wird. Ich habe dies interessante, von der Hauptmann-Forschung bislang nicht hinreichend gewürdigte Phänomen bereits in meinem (unlängst erschienenen) umfassenden Werke über den Dichter berührt¹⁾; doch ist es nötig, diesem Punkte durch eine Zusammenstellung der betreffenden Abschnitte einmal eine spezielle Untersuchung zu widmen.

Bekanntlich ist Hauptmann in Schlesien geboren und erzogen worden, und zwar in einem Milieu, in welchem er die Luft jenes schlesischen Pietismus einatmete, wie er in Herrnhut und Gnadenfrei gepflegt wurde. Eine übertriebene Frömmerei herrschte in seinem Elternhause wohl sicherlich nicht; aber vornehmlich seine Mutter war von einem starken religiösen Glauben beseelt und vom Geiste des schlesischen Pietismus durchdrungen. Jedoch mehr noch als der Knabe im Elternhause wurde der Jüngling im Hause seines Onkels Gustav Schubert, wo er die Landwirtschaft erlernen sollte, im religiösen Sinne beeinflußt. Im Schubertschen Hause herrschte ein streng religiöser Geist auf Herrnhuter Basis, der auf das empfängliche Gemüt des in den Entwicklungsjahren stehenden Jünglings von unauslöschlicher Wirkung blieb.

¹⁾ „Gerhart Hauptmann. Der Entwicklungsgang seiner Dichtung“ (Verlag „Neues Leben“).

Hier lebte er in der Sphäre, in die er dann die Erziehung der Helene Krause im Sonnenaufgangsdrama und der Käthe Vockerat in den „Einsamen Menschen“ hineinverlegte; bekanntlich ist Helene Krause in Herrnhut, Käthe Vockerat in Gnadenfrei erzogen worden. Vor allem aber lebt in den alten Vockerats jener religiöse Geist, welchen Hauptmann im Elternhause und bei den Schuberts kennen gelernt hatte; des Dichters eigene Mutter hat ja denn wohl auch zur alten Frau Vockerat, der Onkel Schubert zum alten Herrn Vockerat Modell gestanden.

Vor allem aber sind es in den „Einsamen Menschen“ Johannes Vockerat und in der „Versunkenen Glocke“ der Glockengießer Heinrich, die für die Psychologie Hauptmanns und speziell auch für sein Verhältnis zur Religion überaus interessant sind. In beide hat der Dichter sein eigenes Ich gelegt; sowohl Johannes wie Heinrich zeigen uns jenen charakteristischen Dualismus in Hauptmanns Psyche an, den er nicht überwinden kann, und der meiner Meinung nach das Grundübel ist, an dem er krankt, das seine Schaffenskraft besonders in den letzten Jahren so sehr beeinträchtigt hat.

Johannes Vockerat entstammt einer streng religiös gesinnten Familie und studiert auch in völligem Einverständnis mit seinen Eltern Theologie; aber ähnlich wie Rosmer in Ibsens „Rosmersholm“, der ja auch zweifellos der dichterische Ahnherr sowohl Johannes Vockerats als auch Heinrichs des Glockengießers ist, löst er sich unter heftigen inneren und äußeren Kämpfen vom alten Gottesglauben los. Er wird Anhänger der modernen Entwicklungslehre und geht zu einer naturwissenschaftlich orientierten Weltanschauung über. Während ihn so Kopf und Intellekt in die Bahnen Darwins und Hæckels treiben, halten ihn Herz und Gemüt noch immer auf der früheren Entwicklungsstufe fest; die religiösen Eindrücke seiner Jugend wirken in ihm zu mächtig fort, als daß er es über sich gewinnen könnte, die alten Tafeln ehrwürdiger Tradition zu zerbrechen und die Konsequenzen seiner neuen Einsicht radikal durchzuführen. An diesem Unvermögen geht er zugrunde; er kann den Dualismus in seiner Psyche, den Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, zwischen Denken und Fühlen, nicht überwinden.

Und ganz dasselbe gilt von Heinrich dem Glockengießer! Die alte Glocke, welche die alte, geistig überwundene Entwicklungsstufe Heinrichs symbolisiert, ist in die Tiefe gesunken;

auf den Bergen arbeitet er an einem neuen Glockenspiel, das die neue, höhere Entwicklungsstufe symbolisch darstellt. Aber das neue Glockenspiel kommt nicht zustande; die alte versunkene Glocke klingt ihrem Meister wieder und zieht ihn von der Höhe in die Tiefe hinab. Wohl hat sich sein Geist von dem früheren Standpunkt des anthropomorphen Theismus zu einem evolutionistischen Pantheismus aufgeschwungen; aber sein Herz kommt von der altehrwürdigen Überlieferung und dem mit ihr verknüpften Gefühlsleben nicht los. Er geht daran zugrunde, daß er nicht jenes „dritte Reich“ begründen kann, das auch das Ideal Julians in Ibsens „Kaiser und Galiläer“ ist: die Synthese eines naiven, sinnenfrohen und lebenbejahenden Naturalismus mit dem sinnenfeindlichen und lebenverneinenden Christentum.

Eine solche Synthese ist das Ideal Hauptmanns; er hat sich im „Griechischen Frühling“ hierüber ganz unzweideutig ausgesprochen. Es heißt dort: „Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. . . . Wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wissen. Wir wollen sehen, fühlen, schmecken und riechen, disharmonisch harmonisch das ganze Drama der Demiurgen, mit seinen olympischen und plutonischen Darstellern. Im Christentum macht der Sohn Gottes einen verunglückten Besuch in dieser Welt, bevor er sie aufgibt und also zertrümmert. Wir aber wollen sie nicht aufgeben, unsere Mutter, der wir verdanken, was wir sind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menschen-nahen; freilich vergessen wir auch den menschenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.“ Aber diese Synthese gelingt Hauptmann so wenig wie Johannes Vockerat und Meister Heinrich; immer wieder können wir jenen Zwiespalt in seiner Psyche beobachten, der niemals zur Ruhe kommen will und ihn uns bald als den naturalistischen Dichter der modernen Wissenschaft und Technik, bald als den romantischen Sänger eines in weite Fernen schweifenden Idealismus zeigt.

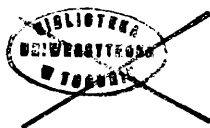
Auf der einen Seite ist Hauptmann ein moderner Mensch, ein Kind der Gegenwart mit ihrer modernen Technik, Naturwissenschaft und Sozialphilosophie. Von hier aus betrachtet, wurzelt er fest in dieser Welt. Er lehrt die Entwicklungstheorie, vertritt einen auf ihr basierenden Pantheismus, behandelt die Probleme der modernen Pathologie und widmet sich eingehend

der sozialen Frage. Gerade dies letztere Moment hält ihn besonders stark auf dieser Erde fest; das Mitgefühl mit allen Müheligen und Beladenen treibt ihn immer aufs neue zur Darstellung und Analyse menschlichen Leidens und irdischer Not, wofür „Die Weber“ das klassische Beispiel sind. Hauptmann ist Naturalist aus Mitleid mit dem menschlichen Unglück und dem Weltenjammer; sein Mitleid zwingt ihn immer wieder, in seinen Dichtungen in die Tiefen und Niederungen des menschlichen Lebens hinabzusteigen, wie auch sein letztes Drama, „Die Ratten“, aufs neue bestätigt. Von Anfang an ist das Mitleid mit dem sozialen Elend das stärkste dichterische Motiv Hauptmanns gewesen; dies beweist die charakteristische Widmung, die der Dichter in das für Adalbert von Hanstein bestimmte Exemplar seines Erstlingswerks, des „Promethidenloses“, geschrieben hat:

Wohl möglich, daß es wirr dir scheint,
 Ich will es nicht verneinen,
 Doch ist das Leid, das es beweint,
 Wohl wert, darum zu weinen.
 Und wenn du weinst, wie ich geweint,
 So wahr und echt, dann, Bruder, scheint
 Belohnt vollauf mein Dichten.
 Auf Lob und Tadel, falsch und wahr,
 Ihr Freunde, will ich ganz und gar
 Verzichten.

Schon diese Widmung des Anfängers stellt den sozialen Faktor gegenüber dem künstlerischen ostentativ in den Vordergrund; und viele Jahre später tut der auf der Höhe seines dichterischen Könnens stehende Dichter ganz dasselbe, wenn er in der an seinen Vater gerichteten Widmung der „Weber“ erklärt, daß seine Dichtung, „ob sie nun lebensfähig oder morsch im Innern sein mag, doch das beste ist, was ein armer Mann wie Hamlet ist“ zu geben hat“.

Es ist also das Mitleid, das Hauptmann immer wieder zur Darstellung menschlichen Elends und Leids in naturalistischen Dichtwerken antreibt; aber — und damit kommen wir zu der anderen Seite in Hauptmanns Schaffen und Persönlichkeit — die Reaktion kann nicht ausbleiben: es wird ihm selbst bange vor seiner steten Elendmalerei; das Weh der Welt muß in ihm die Sehnsucht nach reinen, friedlichen Himmelsphären wach-



rufen. Diese Sehnsucht findet ihren Niederschlag in den idealistischen Dichtungen Hauptmanns; sie treibt ihn zur Romantik und — zur Religion. Die Religion ist ihm die Erlösung von allem menschlichen Leid und Erdenjammer; es ist seine pessimistische Welt- und Lebensauffassung, die ihm das Verständnis der Religion als des Niederschlags des menschlichen Erlösungsbedürfnisses ermöglicht.

Hier ist denn auch der Punkt, an dem der Pessimismusedichter Hauptmann und der Pessimismusphilosoph Schopenhauer (und übrigens auch Richard Wagner) zusammentreffen. Es ist merkwürdig, daß man die Verwandtschaft Hauptmanns und Schopenhauers bislang noch nicht bemerkt hat; schon die zentrale Stellung, die das Mitleid sowohl in der Philosophie Schopenhauers wie auch in Hauptmanns Dichtung einnimmt, hätte hierzu Anlaß geben sollen.

Schopenhauer und Hauptmann haben beide ein außerordentlich sensibles Gemüt, wenn auch jener dabei wohl noch über einen leidenschaftlicheren Willen verfügt als dieser. Das Elend und das Leid der Welt gehen ihnen außerordentlich nahe; und was sie hier empfinden, legen sie in ihren Werken nieder. Mit einem gewissen ästhetischen Behagen und einer erstaunlichen Virtuosität geben sie sich der Analyse des Weltenjammers hin. Wohl besteht zwischen beiden insofern ein großer Unterschied, als Schopenhauer durchaus eine Herrennatur ist und die dumme Masse mit ihren rohen Instinkten haßt und verachtet, Hauptmanns weiches Herz dagegen gerade den armen Dutzendmenschen und Eintagsfliegen, allen Mühseligen und Beladenen, gehört. Wenn also Schopenhauer das Mitleid zum Prinzip des sittlichen Handelns macht, so tut er das, weil er weiß, woran es ihm am meisten gebricht; wenn Hauptmann dagegen durch seine Dichtungen Mitleid predigt, so treibt ihn sein übervolles, von Mitleid überquellendes Herz dazu. Aber dennoch sehnen sich beide in gleicher Weise aus der Welt des Jammers und Leidens heraus; gerade weil sie ihr Augenmerk vornehmlich auf die düsteren Seiten der Wirklichkeit richten, erwacht in ihnen aufs heftigste das Bedürfnis nach Erlösung. Deshalb treibt es die beiden Pessimisten zur Religion; denn hier finden sie, was sie suchen: die Weltflucht, die Erlösung von der Misere des Daseins. In der Erlösungslehre sieht Schopenhauer den Kern und innersten Gehalt des Christentums; wie Wagner ihm hierin folgte, so tut es auch Hauptmann.

„Der arme Heinrich“ ist hierfür von Bedeutung; dort heißt es einmal:

Weltweisheit und Religion
 hat einen tiefen Sinn gemeinsam: den,
 mit Gleichmut uns zu wappnen; eine Lehre:
 die, sich in Gottes Willen zu versenken,
 ganz willenlos.

„Ganz willenlos“! Die Aufgabe und Verneinung des Willens war Schopenhauers Ideal; es ist auch das Hauptmanns, wenigstens was die eine Seite in Hauptmanns Persönlichkeit und Schaffen betrifft, die religiös-romantische. Und weil die Religion Verneinung des Willens, Erlösung von ihm bedeutet, haben auch Schopenhauer und Hauptmann ein so positives Verhältnis zur Religion.

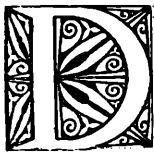
Freilich gibt die Religion Hauptmann die Erlösung doch nicht, die er von ihr ersehnt. Nietzsche hat es einmal (übrigens mit Bezug auf Carlyle) als das Charakteristikum aller echten Romantiker bezeichnet, daß sie „beständig das Verlangen nach einem starken Glauben agaziert und das Gefühl der Unfähigkeit dazu“. Auch Hauptmann kann den Dualismus in seiner Psyche, den Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, nicht überwinden. Er strebt immer wieder dem Leben zu entfliehen und sich in himmlische Regionen aufzuschwingen; aber immer wieder hält ihn die graue Wirklichkeit mit klammernden Organen fest. Daran krankt sein dichterisches Schaffen; daher rührt jener stete Wechsel zwischen naturalistischen und idealistisch-romantischen Kunstwerken, der für seine dichterische Produktion so überaus charakteristisch ist.

GALILEO GALILEI († 8. Januar 1642)

Ein Gedenkblatt

von

Oberlehrer Dr. T e s c h in Köln



Die Vorkämpfer des Humanitätsgedankens im 17. Jahrhundert, an deren Spitze Baco, Galilei, Leibniz und Comenius stehen, sind die geistigen Urheber der großen geschichtlichen Wendung, die die Neuzeit von der durch die Scholastik beherrschten mittelalterlichen Weltanschauung trennt, die auch durch die kirchlichen Neuerungen des 16. Jahrhunderts keineswegs überwunden war. Mit vollem Recht nennt Heinrich von Treitschke in deutlicher Bezugnahme auf das im engeren Sinne sogenannte Reformationszeitalter jene Männer „die großen Reformatoren des 17. Jahrhunderts“ — Reformatoren, die zwar nicht die Kirchenlehre und die kirchlichen Einrichtungen, aber die ganze Denkart der Menschen und infolge davon auch die ganzen wissenschaftlichen, sozialen und staatlichen Einrichtungen in reformatorischem Sinne beeinflußt haben. Sie haben nicht nur das große Zeitalter der naturwissenschaftlichen Entdeckungen eingeleitet, in dem wir uns noch heute befinden, sondern sie sind auch die Bahnbrecher auf dem Gebiet der Erziehungslehre, der Volkssprachen, der Literatur und vor allem auf dem Gebiete der Philosophie, die im Sinne der Humanitätsidee für sie nicht nur Weltweisheit war, geworden. Was alle diese Forscher und Denker verband, war die tiefe Abneigung gegen den scholastischen Wissenschaftsbetrieb, wie er die Universitäten aller Länder beherrschte, und was ihnen die Kraft gab, die gewaltigen Widerstände, die sie vorfanden, zu überwinden, war das feste innere und äußere Band, das sie umschlang.

Noch heut wird jedem Besucher des Doms von Pisa die Ampel gezeigt, an deren Bewegungen das sinnende Auge des jungen Studenten Galileo Galilei während einer Andacht das Gesetz entdeckt haben soll, daß die Schwingungsdauer eines Pendels von der Größe des Ausschlagwinkels nahezu unabhängig ist. Das nur von Unkundigen geglaubte, aber von der Geschichte

nicht bestätigte Führermärchen wirft auf die Bedeutung Galileis in der Geschichte der Wissenschaften ein helles Licht. Sie ist so groß, daß ihn die Sage wie einen Helden feiert. Alle Wehr und Waffen der höchsten Forschertugend, reiche Phantasie, durchdringenden Scharfblick, eisernen Fleiß, strengsten Wahrheits-sinn, das Erbteil eines künstlerisch und wissenschaftlich begabten Vaters, gaben ihm die Musen auf den Lebensweg, als er am 18. Februar 1564 in Pisa das Licht der Welt erblickte. Sie bestimmten ihn, dem Studium der Arzneiwissenschaft den Rücken zu kehren, das ihn durch die Aussicht auf gute Einkünfte ange- lockt, aber durch den scholastischen Betrieb abgestoßen hatte, und zur mathematischen Wissenschaft überzugehen, um an der Hand des Euklid und Aristoteles „am Himmel und auf Erden fortzuschreiten“. Schnell bahnte er sich durch seine Schriften den Weg zum Professorenkatheder, und kühn warf er durch seine Untersuchungen über die Fallgesetze den Aristotelikern den Fehdehandschuh hin. Damit begann sein Ringen mit der Not des Lebens, der unaufhörlichen Feindschaft seiner Gegner und — was seine Dornenkrone mit dem Ruhm des Siegeskranzes schmückt — harter Gedankenarbeit um wissenschaftliche Groß- taten. Es war ein Glück für ihn wie für die Forschung, daß die Gunst feinsinniger Fürsten den rasch berühmt gewordenen Ge-lehrten schützte. Der Marchese del Monte verschaffte ihm eine etwas besser besoldete Professur in Padua 1592, wo er nun in achtzehnjähriger Tätigkeit die Bausteine zu seinen glanzvollsten Werken sammelte. Als er durch die Verwendung des Herzogs Cosimo II. von Toskana 1610 eine Professur in Pisa erhielt, die ihm keinen Zwang auflegte, Vorlesungen zu halten, da erstieg er die Höhe seines wissenschaftlichen Ruhms — aber nur, um tief zu stürzen. Die Ursache war sein Kampf für das kopernikanische Weltsystem. Man muß sich die Autorität des Ptolemäus, die Macht des Dogmas und die Herrschaft der schulmäßigen Über- lieferung, nach deren Lehre die Erde im Mittelpunkt der Welt ruhte und die Sonne sich um sie bewegte, man muß sich die alles Denken bevormundende Kraft dieses Dreibundes vor Augen halten, um zu begreifen, daß Galileis entgegengesetzte Anschauung als todeswürdige Ketzerei galt. Gegen den gefährlichen Empor- kömmling hetzten die Aristoteliker, arbeitete eine Kamarilla, erhob sich Rom. In dem entbrennenden Streit war Galilei un- vorsichtig genug, es mit der Gesellschaft Jesu und dem all-

mächtigen Kardinal Bellarmin zu verderben, aber ebenso weit-sichtig war sein Wort über das Verhältnis von Bibel und Naturwissenschaften: Die heilige Schrift ist unfehlbar, nicht aber ihre Ausleger. Die Bibel ist kein Lehrbuch für Naturwissenschaften, und über Dinge, die mit dem Seelenheil nichts zu tun haben, muß der menschliche Verstand sich aus eigener Kraft ein Urteil bilden. Man würde klug tun, wenn man niemand gestattete, Bibelstellen dazu zu verwenden, um die Wahrheit irgend welcher naturwissenschaftlicher Schlüsse zu stützen, von denen später die Beobachtung und zwingende Beweise das Gegenteil lehren könnten. Folgenswerer war sein Entschluß, die Entscheidung über die Gültigkeit des kopernikanischen Systems durch das Oberhaupt der Kirche herbeizuführen, und obwohl ihm dessen Unvereinbarkeit mit der Kirchenlehre nicht unbekannt war, für dasselbe in seinen Dialogen wissenschaftlich einzutreten. Es ist darüber gestritten worden, ob in dem Werke sich positive Aussprüche Galileis für die neue Glaubenslehre befinden, und ob er das Lehrverbot übertreten habe oder nicht, gleichviel, die Schrift galt als eine so schwere Verfehlung, daß er vor das Inquisitionsgericht in Rom gefordert wurde. Die neueren Forschungen über den Prozeß sind noch nicht zu einem einheitlichen Urteil gelangt. Die einen sagen, wichtige Aktenstücke seien gefälscht, andere behaupten, sie seien echt. Wieder andere schließen aus ihnen, daß Galilei absichtlich in ein schlechtes und das Gericht in ein günstiges Licht gerückt sei. Auch darüber herrscht noch Uneinigkeit, ob der Angeklagte nur einem leichten Verhör unterworfen oder ob er in die Folterkammer geführt und mittels Androhung von Martern zur Unterwerfung gezwungen worden ist. Mag dem sein wie ihm wolle, Galilei schwor am 22. Juni 1633 in dem Predigerkloster Santa Maria sopra Minerva vor den Kardinälen und dem Generalinquisitor knieend seine Lehre, wonach die Erde sich bewege, als eine verdammungswürdige Ketzerei in aller Form ab und nahm die befohlenen Kirchenbußen auf sich. Das Wort: „Und sie bewegt sich doch“ hat der gebrochene Greis nicht gesprochen. Der Scheiterhaufen wäre sein sicheres Los gewesen. Nach diesem Tage der Selbstvernichtung verbrachte er zunächst unter strenger, dann unter milder Aufsicht seinen Lebensrest wechselnd zwischen Andachtsübungen und Forschungen. Das Haus des Einsiedlers von Arcetri bei Florenz wurde der Wallfahrtsort von Weltberühmtheiten wie Descartes, Hobbes, Milton. Es

waren die letzten Lichtstrahlen seines Lebensabends, denn zu allem Unglück verfiel er unheilbarer Erblindung, in der er am 8. Januar 1642 starb. Sein Leichnam erhielt in einer bescheidenen Kapelle seine Ruhestätte und wurde erst 1737 im Mausoleum der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz beigesetzt.

Das Schwergewicht der Geistesarbeit Galileis lag nicht in den astronomischen Forschungen, die den Stoff zum Trauerspiel seines Lebens bildeten, sondern auf dem Gebiet der Bewegungslehre. Hier triumphierte sein reformatorischer Geist über die bisher für irrtumslos gehaltene scholastische Wissenschaft. Zwar bewegen sich die Erstlingsschriften des zwanzigjährigen Verfassers noch in den Geleisen schulmäßiger Spekulation, aber schon bei der Herstellung der hydrostatischen Wage und den Forschungen über die Körperdichtigkeit beschrift er den neuen Weg der Befragung der Natur. Mit seinen Untersuchungen über die Fallgesetze und Luftbewegung legt er den Turm der scholastischen Unfehlbarkeit nieder. Der Lehrbegriff der Hydrostatik wird festgestellt, und die Methode nach dem Prinzip der virtuellen Geschwindigkeit wird gefunden. Durch seine Erklärungen über die Zusammensetzung der Kräfte, die Zentrifugalkraft, die Pendelschwingungen, Meeresströmungen und Passatwinde ist der Umschwung zur mechanischen Erklärung alles Naturgeschehens vollzogen. Zwar stoßen wir auf manchen Irrtum Galileis, wie den aristotelischen Unterschied zwischen natürlicher und gewaltvoller Bewegung, eine unrichtige Auffassung des Gezeitenproblems und eine unzureichende Anwendung der Lehre vom horror vacui, aber seine Methode ist für die wissenschaftlichen Untersuchungen grundlegend geworden, und besonders bezeichnen seine Dialoge einen Markstein in der Geschichte der Mechanik.

Wie bei der Mechanik, so gestattet auch bei der Astronomie der Mangel an Raum nur eine Andeutung seiner fördernden Gedankenarbeit. Die Vorlesungen des jungen Professors in Padua über Kosmographie hielten sich noch streng an das vorgeschriebene ptolemäische System, nach welchem die Erde im Mittelpunkt der Welt ihren Platz unbeweglich behauptet. Den Beweis für die heliozentrische Erklärung konnte er erst führen, als das in Belgien erfundene und von ihm verbesserte Fernrohr in seiner Hand zum bahnbrechenden Werkzeug wurde. In dem „Sternenboten“ veröffentlichte er Wunder über Wunder, die sein erstauntes Auge gesehen hatte. Er hatte die Berge auf dem Monde erkannt und

vierzig Sternchen in den Plejaden entdeckt; es war ihm der Nebel des Orion und eine Menge Fixsterne sichtbar geworden. Die Milchstraße hatte sich in lauter Sterne aufgelöst, der Jupiter wurde zum Mittelpunkt für die Bewegung von vier Planeten und am Saturn fielen ihm eigentümliche Umrißlinien auf, die später von Huygens als Ringe festgestellt wurden. Aus der Entdeckung, daß Merkur und Venus sich um die Sonne bewegen, zog er den Schluß, daß auch der Erde eine gleiche Bewegung eigen sei. War schon hiermit in das Gebäude des ptolemäischen Welt-systems Bresche gelegt, so erschütterte er es noch mehr durch den Angriff gegen den hergebrachten Lehrsatz von der Reinheit und Ungetrübtheit der Himmelskörper, als er seine Lehre über die Sonnenflecken veröffentlichte. Diese astronomischen Entdeckungen trug er in seinen Dialogen zusammen, um damit das Für und Wider des heliozentrischen Systems abzuwägen und alle zu seinen Gunsten sprechenden Gründe vorzutragen. Daß die Erde den Mittelpunkt der Welt bilde, setzt er durch die Frage in Zweifel, ob in einem unendlichen Raum überhaupt von einem Mittelpunkt die Rede sein dürfe. Gegen die Lehre des Aristoteles, daß die Erde still stehe und der Himmel sich in 24 Stunden einmal von Ost nach West drehe, gibt er zu bedenken, welch ein ungeheurer Körper dann bewegt werden, und welche unermeßliche Drehungsgeschwindigkeit er haben müßte. Es erklären sich alle Bewegungen der Gestirne leichter, und es entspricht dem weisen Haushalt der Natur, die nicht viele Mittel anwendet, sondern mit den wenigsten und einfachsten auskommt, wenn man annimmt, daß die verhältnismäßig kleine Erde eine ständige Drehung von West nach Ost ausführt. Nach diesen philosophischen Betrachtungen kommt er auf die mechanische Beweisführung, und er erschließt die jährliche Bewegung der Erde aus der Stellung des Mars, Jupiter und Saturn zur Sonne bei der Erdnähe und Erdferne, der Umdrehung des Mondes und der Drehung der vier Jupitermonde.

Aus der Fülle seiner Ideen möge diese kleine Auswahl genügen, um zu zeigen, daß sie neu genug waren, um ihn bei seinen Zeitgenossen in den Verdacht der Ketzerei zu bringen, aber auch dauernd genug, um ihn bei der Nachwelt zur Unsterblichkeit zu erheben. 1707 wurde das kirchliche Verbot des Dialogs aufgehoben, und 1835 verschwand Galileis Name vom Index. Wird zu seiner Anbahnung einer „neuen Wissenschaft“, wie er sie versprach, noch

dies gerechnet, daß er auch in der Philosophie das Denken von der Spekulation auf das induktive Verfahren lenkte, dann ist es desto mehr begreiflich, daß „der Vater der theoretischen Physik“ den menschlichen Geist aus den Banden einer falschen Weltanschauung befreit hat.

ADOLF HARNACK UND DAS PLATONISCHE CHRISTENTUM

Die Lehre der Humanität, wie wir sie hier verstehen, besitzt ihre älteste erkennbare Wurzel in der Weisheitslehre Platos und des von der Lehre des ältesten Christentums stark beeinflussten Neuplatonismus, der sich in den Philosophen-Schulen und Akademien der antiken Welt eine Organisation von großer Stärke geschaffen hatte¹⁾.

Schon ehe das Christentum zu Ausbreitung und zu Einfluß gelangt war, lassen sich in denjenigen Kreisen der antiken Welt, welche von der platonischen Weisheit erfüllt waren, eine zunehmende religiöse Stimmung und die Existenz praktisch-religiöser Organisationen und Kultverbände beobachten.

Anfänglich hatten diese Verbände und die Männer, die sie vertraten, mit dem durch das jüdische Volk zunächst getragenen Christentum geringe Berührung; allmählich aber trat eine Beziehung zwischen den „Schulen“ und dem ursprünglichen Christentum ein, die in manchen Gegenden zu einer engeren Verbindung führte.

Die tiefgehenden Kämpfe, die sich zwischen Paulus und der Urgemeinde entwickelten, erstreckten sich auch auf dieses Bündnis: Paulus eröffnete in seinen Briefen den Kampf gegen die „Philosophen“ und alle diejenigen Christen, welche paulisch dachten, folgten der Parole, die ihr Meister ausgegeben hatte. Dem Bündnis zwischen dem griechischen Geist und dem Urchristentum trat das Bündnis des alttestamentlichen mit dem römischen Geist entgegen, und der Kampf um die sogenannte Gnosis spiegelt das gewaltige geistige Ringen wieder, das unter

¹⁾ Näheres darüber siehe bei Ludwig Keller, Die Akademien der Platoniker im Altertum usw. MH. der C. G., 1898 (Bd. VII), S. 269 ff.

Beihilfe der römischen Cäsaren mit der Niederwerfung des mit Plato verbundenen Christentums endete.

Die siegreiche Partei hatte kein Interesse daran, die einstige Bedeutung des unterlegenen Gegners zu unterstreichen; allmählich ging jede klare Vorstellung vom Wesen der Philosophenschulen verloren, und man kannte sie in der Kirchengeschichte nur in verzerrter Gestalt als eine Art von heidnischen „Mysterien-Kulten“. In den Schriften der Kirchenväter werden die Namen Sokrates und Plato selten, in der Scholastik nie oder fast nie erwähnt, und die Kirchenlehre, selbst die des strengeren Protestantismus, hielt sehr viel von Aristoteles, aber von Plato oder von einem mit Plato verbündeten Christentum wußte sie nichts oder wollte sie nichts wissen, und noch weniger von Kultverbänden, die dessen Lehre vertraten. Erst die großen Theologen des Humanismus im 16. und des Neuhumanismus im 18. Jahrhundert haben sich der griechischen Weisheitslehre wieder erinnert und ihre Ideenverwandtschaft mit dem Christentum Christi betont.

Es ist angesichts dieser Tatsachen sehr erfreulich, zu beobachten, daß auch moderne Kirchenhistoriker, soweit sie von der Überlieferung der Scholastik frei sind, gelegentlich auf „das mit Plato verbündete Christentum“ hinweisen und dessen Verkleinerern gegenüber die Bedeutung betonen, die es für die Fortpflanzung des griechischen Geistes in finsternen Zeiten besessen hat.

Die „Christliche Welt“ bringt in ihrer Nr. 1 vom Jahre 1912 unter dem Titel „Protestantische Kultur und Dr. Max Maurenbrecher“ eine Auseinandersetzung zwischen Adolf Harnack und dem letztgenannten Verfasser, der sich in dem von Professor Pöhlmann herausgegebenen Jahrbuch „Noris“ über die Frage geäußert hatte: „Ist protestantische Kultur ein geeigneter und genügender Ausdruck für die höchsten Welt- und Lebensziele“? In dem Aufsatz Harnacks findet sich folgende merkwürdige Wendung: „Einst, als die antike Welt unterging, war das letzte Segel, das noch über dem Wasser schwebte, das Segel des mit Plato verbündeten Christentums¹⁾, und es hat den zukunftskräftigen Rest der alten Kultur in eine neue Epoche übergeführt.“ „Das mit Plato verbündete Christentum“ — ist das nicht jenes „platonische Christentum“, das die Führer des Humanismus und der Renaissance zum Panier gewählt

¹⁾ Diese Worte sind von uns gesperrt. Die Schriftleitung.

hatten, dasselbe Christentum, das als neuplatonisches Christentum einst von dem mit alttestamentlichen Ideen verbündeten Staatschristentum der Weltkirche mit blutiger Gewalt verfolgt und unterdrückt wurde — dasselbe Christentum, das sich in außerkirchlichen Kultverbänden aller Art seit dem frühen Mittelalter eine Existenzform geschaffen und planmäßig auf die „Versöhnung von Kreuz und Rose“, d. h. auf die Versöhnung griechisch-platonischer Weisheit mit urchristlichen Anschauungen, hingewirkt hat? Und wenn Harnack eben d i e s e s Christentum als das „letzte Segel“ bezeichnet, das beim Untergang der alten Kultur über den Wassern schwebte und den Rest, den die Barbaren übrig gelassen hatten, rettete, wird damit nicht zugleich über d a s Christentum, das jenes „mit Plato verbündete Christentum“ bekämpfte, ein Urteil abgegeben? Oder war das nicht die Absicht?

Gleichviel — es ist erfreulich und wertvoll, daß die einstige Existenz und das große Verdienst eines „mit Plato verbündeten Christentums“ von dem besten Sachkenner anerkannt werden. Das eröffnet die Aussicht und stärkt die Hoffnung, daß mit der Zeit auch die Kultverbände der Akademien, in welchen dieses platonische Christentum gepflegt ward, durch die historische Forschung aus dem Dunkel wieder hervorgezogen werden, in das sie seit jenen Jahrhunderten geraten sind, wo sie ihr Dasein nur als geheime Verbände fortsetzen konnten.

PAULSENS PÄDAGOGIK UND DIE ERZIEHUNG ZUR HUMANITÄT

Von

Dr. Otto Conrad in Charlottenburg



Am 7. Oktober 1911 ist auf dem Fichteberge in Steglitz ein Denkmal Friedrich Paulsens eingeweiht worden, das die deutschen Oberlehrer dem Praeceptor Germaniae und Vorkämpfer ihrer Standesinteressen zum Danke errichtet haben. Seine „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ kann als ein klassisches Werk der Pädagogik bezeichnet werden. Aber nicht nur theoretisch, sondern vor allem praktisch hat Paulsen gewirkt durch seine Lehrtätigkeit an der

Berliner Universität. Was seine Persönlichkeit so liebenswert machte, das war sein tiefer, reiner Idealismus, der eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die akademische Jugend ausübte. Seit dem Tode Treitschkes und Dubois-Reymonds galt er als der einflußreichste und glänzendste Lehrer der Universität. Neben seinen Vorlesungen über Philosophie und Ethik hat er auch mehr als drei Jahrzehnte vor einer zahlreichen, stetig wachsenden Zuhörerschaft Vorträge über Pädagogik gehalten. Er hatte die Absicht, diese Vorlesungen in ein Buch umzuformen, und begann damit in den Ferienmonaten August bis Oktober 1907 in seinem behaglichen Sommerheim in Starnberg. In den Sommerferien 1908 wollte er die Arbeit fortsetzen, doch der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Er starb am 14. August, ohne sich darüber ausgesprochen zu haben, ob und durch wen und in welcher Gestalt er die Weiterführung des Begonnenen wünschte. Auf Grund des Vorlesungskonzeptes und mehrerer Kollegnachschriften hat dann ein Schüler des Verewigten, der Privatdozent Dr. Kabitz, es unternommen, das pädagogische Vermächtnis Paulsens herauszugeben¹⁾.

Das höchste Ziel der Erziehung ist die Humanität. Drei Kreise sind es, mit denen jeder einzelne verbunden ist. Der erste und engste Kreis ist die Heimat. Ihren Mittelpunkt bildet das Elternhaus. Der zweite umfassendere Kreis sind Volk und Vaterland. Hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft. Der dritte und weiteste Kreis ist die Menschheit. Im Verlauf von Jahrtausenden ist durch die Wechselwirkung der Völker das erzeugt worden, was wir die Kultur der Gegenwart nennen. Die Menschheit ist unser aller Mutter, und wir danken ihr mit Ehrfurcht und Pietät, was wir sind. Wohl sollen die Erzieher die Jugend mit einem kräftigen Nationalitätsbewußtsein erfüllen — das ist der Sinn der staatsbürgerlichen Erziehung — sie müssen sie aber zugleich auch zur Freiheit des Geistes in der Schätzung des Fremden hinleiten. Das Abweichende und Fremde hassen, ist Natur; es verstehen und achten, ist Bildung, sagt Goethe. So stellt die Humanität das höchste Ideal dar, das die Jugend in die Herzen aufnehmen soll.

Die Aufgabe der Pädagogik definiert Paulsen folgendermaßen: „Auf Grund der Erkenntnis der Natur des Menschen

¹⁾ Fr. Paulsen, Pädagogik. Stuttgart und Berlin 1911. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 8 Mk.

und besonders des Kindes ein System von Regeln aufzustellen, wodurch die bildende Einwirkung des Erziehers auf die werdende Gestalt bestimmt wird“. Die Erziehung ist zunächst eine soziale Funktion. Der Stamm, das Volk, die Nation erzieht die Jugend. Die Gesamtheit ist Trägerin der Kultur, und die Väter, Mütter und Lehrer haben als ihre Glieder daran teil. Die Sozialpädagogik ist eine ganz moderne Richtung, von Natorp und Kerschensteiner besonders vertreten. Der soziale Charakter der Erziehung schließt aber das individuelle Moment keineswegs aus. Nicht nur die Erzieher sind Individuen, sondern sie erziehen auch Individuen, denen sie mit mehr oder minder Bewußtheit den eigentümlichen Stempel ihres persönlichen Lebens aufzudrücken wünschen. Man sieht also — das ist ein wichtiger Gedanke Paulsens — Sozial- und Individualpädagogik sind in der Sache nicht Gegensätze, sondern sich ergänzende Betrachtungsweisen.

Was den Wert der wissenschaftlichen Pädagogik anbetrifft, so besteht, wie auf allen Gebieten, ein Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Es ist kein Zweifel, daß jemand ein guter Erzieher und Lehrer sein kann, ohne sich jemals um Pädagogik gekümmert zu haben. Deshalb ist aber die Theorie nicht überflüssig und wertlos. Paulsen macht das durch einen treffenden Vergleich deutlich. Wie der wissenschaftlich gebildete Arzt von dem Naturarzt sich dadurch unterscheidet, daß er nicht bloß die äußere Erscheinung und die zufälligen Symptome der Krankheit sieht, sondern ihr tiefstes Wesen erkennt, so schärft die theoretische Pädagogik den angeborenen Blick für die Erkenntnis der menschlichen Natur. Die Theorie gibt die Fähigkeit, bessere Erfahrungen zu machen, als sie der bloße Empiriker macht, Erfahrungen, die auf Beobachtung und Untersuchung beruhen.

Eine Voraussetzung der Erziehung ist die *Bildsamkeit* des *Zöglings*. Da erhebt sich die Frage: „Ist die Bildsamkeit des Kindes unbegrenzt, oder hat sie in Bestimmtheit der Anlage begründete Grenzen, ist die definitive Gestalt durch ererbte Anlagen präformiert?“ Zwei Denkweisen stehen sich hier gegenüber: die *empiristische* und die *nativistische*. Die erste Ansicht meint, daß die Erziehung aus jedem alles machen könne; die zweite nimmt an, daß mit der Anlage die gesamte Entwicklung gegeben sei. Die erste An-

schauung vertreten vor allen Locke, Basedow und Pestalozzi, die zweite Herder, Goethe und Schopenhauer. Die Wahrheit liegt wie meistens in der Mitte. In jedem Menschenkinde schlummert eine unendliche Fülle verschiedenartiger Anlagen und Triebe. Gewiß ist es wahr: Die Erziehung vermag nichts als Anlagen zu entwickeln. Aber sie kann doch den vorhandenen Talenten Luft, Licht und Nahrung zuführen. Paulsen führt ein Wort Rückerts an:

Schlage nur mit der Wünschelrut'
An die Felsen der Herzen an,
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständiger heben kann. (S. 33).

Die höchste und vornehmste Aufgabe, die menschlicher Tätigkeit überhaupt gestellt werden kann, ist die: „charaktervolle, sich selbst beherrschende, frei das Gute und Rechte wollende Menschen zu bilden“ (S. 59). Deshalb handelt das erste Buch der Paulsenschen Pädagogik von der Bildung des Willens. Die Mittel sind Beispiel, Zucht und Lehre. Das Leben des Erziehers ist gleichsam die vorbildliche Form, in die das Kind von selbst hineinwächst. Die Zucht definiert Paulsen als „die Formung des kindlichen Wesens und Willens durch Gewöhnung zu bestimmten Verhalten und Handeln“ (S. 63).

Weniger wirksam als Beispiel und Zucht für die Willensbildung ist die Lehre. Lebenslehre und Gewissensbildung sind die zwei Stücke, die hier in Betracht kommen. Was den Moralunterricht in der Schule angeht, so kommt Paulsen auf die Forderungen der „Gesellschaft für ethische Kultur“ und der Bremer Lehrer zu sprechen, die beide einen religionslosen ethischen Unterricht als Ziel hinstellen. Obwohl Paulsen die selbständige Bedeutung der Sittenlehre anerkennt, so hält er doch eine vollständige Loslösung der Belehrung über sittliche Dinge von der Religion nicht für wünschenswert. „Die Bibel ist, mit Goethes Ausdruck, ein Weltbuch ohnegleichen. Was könnte man aus der Weltliteratur den Lehrsprüchen und Parabeln der Evangelien zur Seite stellen, das daneben nicht klein würde? Die Geschichte vom verlorenen Sohn, das Begegnis Jesu mit der Ehebrecherin, das Bild vom Pharisäer und Zöllner: wo finden wir etwas, das ihnen an moralischer Bedeutsamkeit und zugleich an vollendeter Kraft und Kunst der Darstellung verglichen werden könnte? Und die Geschichte vom Leben, Leiden und Sterben des Menschensohnes,

sie wird, rein menschlich betrachtet, ewig die größte und erhabenste Tragödie bleiben, die auf Erden sich zugetragen hat“

Die einzelnen Seiten der Willensbildung sind mit den verschiedenen Charaktertuglichkeiten oder Tugenden gegeben. Individualistische Tugenden sind diejenigen, auf denen die rechte Lösung der Aufgaben beruht, die das Eigenleben als solches stellt; soziale diejenigen, die zur Lösung all der Aufgaben geschickt machen, die das Gemeinschaftsleben in seinen mannigfachen Formen stellt. Zur ersten Gruppe gehören: Tapferkeit, Beharrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Besonnenheit; zur zweiten Gruppe: Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Die Gesamtheit der Tugenden macht den rechtschaffenen, den sittlich wohlgestalteten Mann. Die Wirksamkeit seiner Lebensbetätigung liegt in der Richtung des höchsten Gutes: der vollkommenen Gestaltung des Eigenlebens und des Gesamtlebens. „Die Förderung eines Reiches der Vernunft und Humanität, mit religiösem Sprachgebrauch: das Bauen am Reiche Gottes auf Erden, ist der herrschende Zweck und der tatsächliche Inhalt seines Lebens“

Das zweite Buch der Pädagogik behandelt die Unterrichtslehre. Die Aufgabe alles Unterrichtes besteht darin, die in der Anlage vorhandenen Kräfte der Intelligenz zu der Fähigkeit zu entwickeln, die beiden großen Aufgaben zu lösen: erstens die technisch-praktischen, zweitens die theoretischen Aufgaben, wie sie diesem Leben gestellt sind. Das Ziel dieser Doppelaufgabe können wir auch mit den Stichwörtern Berufsbildung und allgemeine oder persönliche Bildung bezeichnen. Sehr fein charakterisiert Paulsen den vulgären Begriff der allgemeinen Bildung, den er als Halbbildung entlarvt. In der Gesellschaft gilt der als gebildet, der bei allen Dingen mitreden kann. In den höheren Schulen ist das Maß des Bildungsstoffes genau normiert. Wer also einen bestimmten Besitz von historischen, sprachlichen, literarischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen hat, gilt als gebildeter Mann. Wer dagegen dies oder das nicht weiß, wer von Homer und den Perserkriegen, von Darwin oder Kopernikus nichts gehört hat, wer vielleicht nicht einmal Französisch versteht, kann auf Bildung keinen Anspruch machen. Diesem vulgären und falschen Bildungsbegriff stellt Paulsen den einzig richtigen gegenüber: „G e b i l d e t

ist, wer seine intellektuellen Anlagen mit den Mitteln, die ihm Erziehung und Leben zur Verfügung stellten, so ausgebildet hat, daß er innerhalb seines Kreises mit eigenem sicheren Urteil zu den Dingen Stellung zu nehmen und die ihm vom Leben gestellten Aufgaben rechtschaffen zu lösen weiß“ Bildung ist hier, um es anders auszudrücken, ein dynamischer, nicht ein statistischer Begriff.

In der „Speziellen Didaktik“ handelt Paulsen von den Wissenschaften und Unterrichtsfächern im einzelnen. Das wird nur die Fachpädagogen interessieren. In einem Anhang ist dann noch von der leiblichen Pflege und Bildung die Rede, Ausführungen, die für die Eltern besonders wichtig sind, da hier aus Unkenntnis viel gefehlt wird. An dieser Stelle darf nicht näher darauf eingegangen werden, wie es sich überhaupt in diesem kleinen Aufsatz nur darum handeln konnte, einige Grundgedanken der Paulsen'schen „Pädagogik“ herauszuheben.

EIN NEUES PHILOSOPHISCHES UNTERNEHMEN DER KANT-GESELLSCHAFT

Von

Dr. Artur Buchenau in Charlottenburg

Die Kant-Gesellschaft, an deren Spitze der Verfasser des großen Kant-Kommentars, Geh.-Rat Vaihinger, steht und die seit kurzem in dem ja auch den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannten Dr. Arthur Liebert einen rührigen Geschäftsführer gefunden hat, beginnt mit einem neuen wertvollen Unternehmen. Sie hat sich nämlich entschlossen, den Kreis ihrer Aufgaben und literarischen Untersuchungen durch die Veröffentlichung von „Neudrucken“ seltener philosophischer Werke zu erweitern. Diese, auf eine Anregung von Prof. Menzer zurückgehende Veranstaltung soll sich in der Hauptsache auf solche Schriften erstrecken, die in die Entwicklung des Geisteslebens der beiden letzten Jahrhunderte in bedeutsamer Weise

eingegriffen haben und die trotz ihrer Unentbehrlichkeit aus dem Buchhandel verschwunden sind. Eine besondere, aber keineswegs einseitige Berücksichtigung sollen dabei Werke, Kommentare und kritische Schriften erfahren, die zur Kantischen Philosophie in Beziehung stehen. Von jeder Modernisierung des Textes wird dabei nach Möglichkeit abgesehen, so daß die „Neudrucke“ ein völlig getreues Bild der Originale bieten werden und so, abgesehen von dem sachlich-philosophischen Interesse, auch einen eigenartigen, sozusagen kulturgeschichtlichen Reiz besitzen werden. Auch für die Sprachforschung wird damit eine Reihe von interessanten Quellen leicht zugänglich gemacht.

Im ganzen sollen etwa 25 Bände veröffentlicht werden. Band II (Salomon Maimons „Versuch einer neuen Logik“) und Band III (B. Bolzanos „Wissenschaftslehre“) werden in kurzer Zeit erscheinen. Band I liegt bereits vor. Es ist der im Buchhandel so besonders selten gewordene „Aenesidemus“ von Gottlob Ernst Schulze, der von Herrn Dr. Arthur Liebert in mustergültiger Art und Weise herausgegeben worden ist. Mit vollem Recht sind die Anmerkungen auf einen möglichst geringen Raum beschränkt und erst am Schlusse angefügt worden, so daß der Text getreu den des Originals wiedergibt. Daß statt der früher meist gebrauchten Fraktur Antiqua gewählt worden ist, ist im Interesse leichter Lesbarkeit und weiterer Verbreitung dieser Ausgaben durchaus zu billigen. Es sei noch darauf hingewiesen, daß ganz augenscheinliche Druckfehler und solche Versehen getilgt worden sind, bei denen die Verderbnis des überlieferten Textes ganz zweifellos war.

Gottlob Ernst Schulze ließ sein hier neu aufgelegtes Hauptwerk anonym erscheinen, und zwar unter dem auffälligen Titel: „Aenesidemus oder über die Fundamente der von dem Herrn Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementar-Philosophie“. So erklärt es sich, daß man ihn selbst in der Geschichte der Philosophie meist als Aenesidem-Schulze oder noch kürzer als Aenesidem zu zitieren pflegt. Aenesidem aus Knossos (1. Jahrh. v. Ch.) war der Erneuerer der Zweifelslehre der Pyrrhoniker, einer der bedeutendsten Vertreter des griechischen Skeptizismus. So bezeichnet die Wahl dieses Namens schon in schlagender Kürze den eigenen Standpunkt Schulzes. Er bekennt (S. 4), daß er von manchen Behauptungen der Vernunftkritik „sogleich aufs innigste überzeugt“ worden sei. So überführte sie ihn davon, daß wahre

Philosophie erst nach einer sorgfältigen Prüfung des Erkenntnisvermögens zustande zu bringen ist, und daß es ein zwar natürlicher, aber darum nicht minder gefährlicher Irrtum ist, wenn man den Dingen an sich dasjenige als reales Merkmal beilegt, was den Vorstellungen in uns, die sich darauf beziehen, als Vorstellungen in uns, zukommt. Andererseits glaubt er den Skeptizismus durch die „Kritik der reinen Vernunft“ nicht widerlegt und erhebt nun aus diesem Gesichtspunkte eine Reihe geistvoller Einwände, die allerdings weniger Kant selbst, als seinen vorwiegend psychologisch interessierten Schüler Reinhold treffen. Ihm wie Reinhold war der Zugang zum eigentlichen Zentrum des Kantischen Philosophierens dadurch verschlossen, daß sie an diesem einfach vorbeisahen. Daß Kant nicht so sehr „das menschliche Vorstellungsvermögen“ als vielmehr die wissenschaftliche Vernunft „kritisiert“, d. h. in ihren Grundlagen und ihrer Möglichkeit untersucht, diese Einsicht verdanken wir Modernen erst dem tiefgründigen Buche Hermann Cohens: „Kants Theorie der Erfahrung“. Darum ist aber doch gerade der hier vorliegende Aenesidem-Band nicht minder interessant, zumal er zeigt, wie die meisten gegen das Kantische System gerichteten Einwendungen bereits in der damaligen Literatur vorhanden sind. — Die Drucklegung selber ist von Dr. Liebert aufs genaueste überwacht worden, die von ihm hinzugefügten Anmerkungen sind durchweg zweckdienlich, endlich muß dem Herausgeber für das geschickt zusammengestellte Literatur-Verzeichnis besonderer Dank gezollt werden.

HERMANN ONCKEN ÜBER DIE NACH- WIRKUNGEN DER TÄUFERISCHEN GEDANKEN IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Bei Gelegenheit einer literarischen Auseinandersetzung, die vor einigen Jahren zwischen zwei angesehenen deutschen Historikern, nämlich Hermann Oncken (Heidelberg) und Karl Lamprecht (Leipzig) über die „geschichtliche Gesamtansicht“ der Verhältnisse der Vereinigten Staaten stattgefunden hat, kam auch die Bedeutung zur Sprache, die für das amerikanische Leben seit dem 17. Jahr-

hundert der damals erfolgte Einschlag täuferischer Gedanken gewonnen hat.

Lamprecht hatte in seinem Buch: „Americana. Reiseeindrücke. Betrachtungen. Geschichtliche Gesamtansicht“. Freiburg i. Br. Heyfelder 1906, zwar die vielen originalen Bemerkungen über die Bedeutung der bisherigen kulturellen Entwicklung der Vereinigten Staaten gelobt, aber doch bemerkt, daß der „historischen Gesamtansicht“ das eigentliche Rückgrat fehle. Denn die kulturelle Entwicklung werde losgelöst von der geschichtlichen Entwicklung betrachtet; von den religiös-politischen Kämpfen der Anfangszeiten sei ebensowenig die Rede wie vom Befreiungskriege und von dem Kampf um die Menschenrechte. Und dann fährt Oncken wörtlich fort¹⁾:

„Und an der entscheidenden Stelle ein fundamentaler Irrtum. Lamprecht nennt die Pilgrimsväter ‚Puritaner schroffster Art‘, bei denen ‚kein Gedanke an Toleranz gegen Andersgläubige‘ lebte . . . und im Puritanismus war alle herübergebrachte europäische Kultur der Väter überhaupt beschlossen und geborgen.“ Die eigentlichen Pilgrimsväter waren jedoch nicht Puritaner (Calvinisten), sondern Sektierer (Brownisten), die alle kirchliche Organisation und äußeren Zwang verwarfen, stillen deutschen Täufern des 16. Jahrhunderts verwandt. Und wenn hinterdrein auch ein starker puritanischer Nachschub kommt (z. B. in Connecticut), so bleibt entscheidend für das kommende geistige und religiöse Antlitz der Amerikaner, daß niemand überwiegt: das Charakteristische sind und bleiben die Nonkonformisten, die Sektierer jeglicher Art und aus aller Herren Ländern, die Bedrückten, die Sondergemeinden. Den Ausschlag aber gibt, daß eben aus dieser Zusammensetzung, aus dem Zwang des friedlichen Miteinanderlebens sich etwas Neues entwickelt: die T o l e r a n z, der alte Täufergedanke, der hier über die konfessionelle Ausschließlichkeit von Lutheranern und Calvinisten zuerst hinwegschritt.“

Wer sich über die religiöse Eigenart der Pilgrimsväter näher unterrichten will, den verweisen wir auf die Ausführungen, die wir im Jahre 1893 an dieser Stelle über „Franz Daniel Pastorius und die erste deutsche Einwanderung nach Amerika“ veröffentlicht haben. Die dort gegebenen Nachweise bestätigen die Richtigkeit der von Oncken gegebenen Darstellung.

¹⁾ Vgl. die Amerikanische Rundschau im „Tag“ vom 12. Februar 1911 Nr. 7.

STREIFLICHTER

In den Jahrzehnten, die auf die Einheitskriege der sechziger und siebenziger Jahre folgten, wurden fast alle geistigen Lebensgebiete von den Auffassungen des **naturalistischen Materialismus** beherrscht. Es ist richtig, daß auch in jener Zeit einzelne hervorragende Männer **diese Strömungen bekämpft** haben, aber unter den freien Gesellschaften und Organisationen gab es wenige, die es wagten, als solche der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten und sich den damals modernen Ansichten entgegenzustellen. Zu diesen wenigen Verbänden hat — das ist heut unbestritten — die **Comenius-Gesellschaft** gehört. Das Jahr 1892, in welchem die Jahrhundertfeier für Comenius unter außerordentlicher Teilnahme weitester Kreise gefeiert wurde, bedeutet in ähnlicher Weise einen Markstein in dem Wiederaufstieg des deutschen **Idealismus**, wie die **Lutherfeier** des Jahres 1883 ihn für die Erstarkung der **lutherisch-protestantischen Rechtgläubigkeit** bedeutet, und wie der siegreiche Ausgang des sog. Kulturkampfes in den achtziger Jahren zum Markstein für die Erneuerung der **Scholastik** und des Thomismus geworden ist. Natürlich hat die zuletzt erwachte Bewegung ihre drei älteren Rivalen, nämlich den **Naturalismus**, die **Rechtgläubigkeit** und die **Scholastik** im Besitz der stärkeren Machtstellung angetroffen, und es wird nicht leicht für sie sein, weiteres Terrain zu gewinnen. Für die Entwicklung der Dinge hängt sehr viel von der Frage ab, wie sich die **staatlichen Mächte** zu den Strömungen stellen werden, die sie im geistigen Leben der Nation vorfinden. Diese Dinge dürfen nicht in erster Linie aus dem Gesichtspunkt der Machtfragen behandelt werden.

Die Scholastik und ihre Vertreter sind von jeher bestrebt gewesen, den „Armen“, d. h. den materiell benachteiligten Schichten der Gesellschaft, Hilfe zu bringen. Sie lehrten und suchten die Reichen zu überzeugen, daß die Armen **Objekte ihrer Barmherzigkeit** seien, deren Existenz Gott auch deshalb zulasse, um den Reichen, die dem Ruf zur Barmherzigkeit folgen, die Pforten des Himmels um so sicherer zu erschließen. So hoffte die Scholastik, indem sie auf der einen Seite die Reichen in Tätigkeit brachte und auf der anderen Seite die Armen zum Gehorsam gegen den Staat und die Kirche erzog, der Schäden des sozialen Lebens Herr zu werden. Die **Lehre der Humanität** lautete anders: nicht als Objekte der Barmherzigkeit, sondern als **Menschen**, d. h. als Brüder und Schwestern, sind die enterbten Söhne und Töchter zu betrachten und zu behandeln, und zu Menschen sind sie zu erziehen. Diese Erziehung soll die Weckung der **Selbstachtung** zum Ziel haben; diese Selbstachtung aber wird durch das System der Scholastik und durch die Gewährung von Wohltaten, wie sie auf deren Wege liegen, eher untergraben als gefördert. Wie diese beiden sich schroff gegenüberstehenden Auffassungen der Kirchenlehre und der Humanitätslehre mit den Grundbegriffen beider Systeme zusammenhängen, haben wir in dem Aufsatz über den Gottesbegriff der Humanitätslehre (MH. 1909, S. 107 ff.) des näheren dargelegt.

Die Theologie besitzt für die Darstellung ihrer Gedankenwelt ihre eigene Wortsprache und gleichsam ihr eigenes Wörterbuch; aber sie besitzt auch eine nur ihr eigne Bildersprache (Symbolik), und wo das Symbol des Lammes mit dem Kreuz, das Bild des Gekreuzigten, die Engels gestalten und der Teufel usw. erscheinen, da tritt der Hinweis auf das System der **Kirchenlehre** bestimmt in die Erscheinung. Wer diese Wortsprache gebraucht und diese Bildersprache verwendet, muß bis zum Beweise des Gegenteils als ein Anhänger dieses Systems angesprochen werden; bewußt oder unbewußt gibt er sich als solchen zu erkennen. Aber nicht nur die Kirchenlehre besitzt ihr eigenes Wörterbuch und ihre Symbolik, sondern auch die **Lehre der Humanität**, und wo diese Sprache gebraucht wird, da darf man bis zum Beweise des Gegenteils annehmen, daß sie von Anhängern dieser Lehre verwandt worden ist.

Bei den Studien, die wir hier über die Geschichte der Kultgesellschaften des Humanismus angestellt haben, hat sich an keiner Stelle nachweisen lassen, daß sie sich selbst eine „heimliche Gesellschaft“ nennen, wohl aber ist an vielen Orten in ihrer eigenen Literatur der Name „**unsichtbare Gesellschaft**“ nachweisbar. Und in der Tat trifft letzterer Ausdruck eine sehr wesentliche Seite der Sache. Ihr Ziel war, eine geschlossene Gesellschaft zu sein, die den Bau der Menschheit und den Kampf für Licht und Wahrheit im stillen führen wollte: sie wollten helfen, wo sie helfen konnten, aber niemand sollte ihnen Dank schuldig sein. Nach der Andeutung des Symbols, das sich bei ihnen so häufig findet, der helfenden Hand, die sich aus der Wolke streckt, wollten sie die Hand reichen, wo es nötig war, und sie zurückziehen, wo das Ziel erreicht war, ohne daß der Helfer erkannt und sichtbar wurde. Nur diese Art war für den Empfangenden wie für den Gebenden die rechte und wahre Hilfe; jede andere hatte geringeren Wert.

Clemens von Alexandrien († um 215 n. Chr.) ist eifrig bemüht, zwischen den hellenischen Logos-Anhängern, die auf dem Boden der platonisch-sokratischen Weisheit standen, und den christlichen Logos-Lehrern eine Beziehung herzustellen. Clemens findet in der griechischen Weisheit oder der „**Philosophie**“ im engeren Sinne eine Teiläußerung der ewigen Wahrheit; er hält sie für eine Äußerung der göttlichen Fürsorge und stellt ihre großen griechischen Lehrer mit den Propheten Israels in Parallele; beide seien gleichsam göttliche Werkzeuge zur Erziehung der Menschen gewesen. Häufig wendet sich Clemens gegen die Stimmen aus den eigenen Reihen der Christen, die eine abergläubische Furcht vor der „Philosophie“ und einen Haß gegen sie äußern; man möge die Philosophie nicht nach ihren Auswüchsen beurteilen, zu denen auch die Lehre Epikurs gehöre. Die **Lehre der Weisheit** oder die Philosophie hat nach Clemens den Hellenen dieselben Dienste geleistet wie den Hebräern das **Alte Testament**.

Zwei große Machtfaktoren haben das politische und geistige Leben der abendländischen Völker maßgebend bestimmt: die Kirche und der Staat. Daneben aber hat es jahrhundertlang noch einen anderen Machtfaktor gegeben, nämlich die Gewerkschaften, d. h. die organisierten Vertreter des erwerbstätigen Volks, die meist zugleich die führenden Stände in den Städten und im städtischen Bürgertum gewesen sind. Wenn man den Einfluß, auch den geistigen und religiösen Einfluß der Gewerkschaften der älteren Zeiten heute weniger kennt als den der Kirchen und der Staaten, so liegt das zum Teil daran, daß die berufsmäßigen Historiker, die von Staat oder Kirche angestellt sind, in erster Linie deren Geschichte zu erforschen pflegen. Daraus folgt aber nicht, daß die Zünfte und Gilden der älteren Zeit keinen Einfluß besessen hätten; obwohl er vielfach im stillen ausgeübt werden mußte, so hat er sich doch oft genug, z. B. auch im Reformationszeitalter (vgl. Keller, Johann von Staupitz, Leipzig, S. Hirzel 1888, S. 316 ff.), stark geltend gemacht. Insbesondere können die religiösen Volksbewegungen so lange nicht richtig verstanden werden, so lange die Geschichte der Gewerkschaften (darunter auch die der Steinmetzen und der Hütten) im Dunkel liegt. Die freien Gesellschaften und Akademien der früheren Zeiten, denen Aufgaben oblagen, wie sie die hohen Schulen für Kirche und Staat erfüllten, haben ihre stärkste Stütze stets in den gewerkschaftlichen Organisationen der großen Städte besessen. — Und sind etwa heute die Gewerkschaften ohne Bedeutung für das politische und geistige Leben? Wenn es gelänge, die heutigen Gewerkschaften mit der Anschauungswelt der älteren zu durchdringen, würde das öffentliche Leben bald ein ganz anderes Aussehen gewinnen.

Bei den Untersuchungen, die wir in diesen Heften über die Sozietäten, die sich Akademien, Kammern, Hütten oder Logen nannten und die als solche ein Geheimnis besaßen, veröffentlicht haben, war unser besonderes Bestreben darauf gerichtet, das Wesen dieser Verbände gegenüber anderen Verbänden festzustellen. Waren es Erwerbsgesellschaften, Berufs-Verbände, ethische Gesellschaften, Gesellige Vereine (Klubs), Wohltätigkeits-Veranstaltungen, oder was waren sie sonst? Man könnte versucht sein, zu glauben, was diese Verbände teilweise glauben machen wollten, daß es sich um Berufs-Vereine zur Erzielung von gewerblichen Vorteilen und Lohnverbesserungen gehandelt habe, wenn es nicht feststände, daß die Sozietäten Mitglieder der verschiedensten Berufe und Stände umfaßt hätten. Sicher ist, daß die zeitgenössischen Gegner den von den Gesellschaften selbst verbreiteten Angaben meist keinen Glauben geschenkt haben und gemeint und gesagt haben, daß diese Sozietäten Sitze der Häresie und ihre Organisationen Sekten seien. Das ist sowohl von der Society of Masons, die in England nach 1717 den staatlichen Schutz fand, wie von der „Sozietät der Maler“ in der Schweiz, wie von der „Gesellschaft der Freunde“ oder der „unzertrennlichen Freunde“ behauptet worden, obwohl alle diese Gesellschaften es ablehnten, eine „Sekte“ zu sein. Sie konnten es bestreiten und wußten sehr wohl, weshalb sie es bestritten. In dem Augenblick, wo die staatlichen Mächte, die unter dem Einfluß der Kirchen standen,

einwandfrei nachweisen konnten, daß es sich tatsächlich um eine **Sekte** handle, war bis tief in das 18. und sogar bis in das 19. Jahrhundert hinein die Existenz der Organisation auf das ernstlichste gefährdet.

Das im Jahre 1906 wiederentdeckte Gesetzbuch der „Sozietät der unzertrennlichen Freunde“ enthält die urkundlichen Beweise, daß die Logen dieser Sozietät ihre Versammlungen in gemieteten Räumen (offenbar in Gasthäusern) abhielten. In diesem Raum stand ein Tisch oder ein Taburett, auf welchem die „heiligen Zeichen“, nämlich das Buch, der Totenkopf und die Sanduhr, lagen, und diese heiligen Symbole machten den Tisch oder das Taburett, die man sich nicht einfach genug denken kann, zum Altar. An diesem Altar — so wird der Tisch in dem Gesetzbuch genannt — verrichtete der freigewählte Beamte rituelle Handlungen und sprach Gebete, und diese am Altar vollzogenen Verrichtungen machten das einfache Wirtshauszimmer zu einem geheiligten Raum oder zu einem „Tempel“. Die Society of free and accepted Masons, die in London seit 1717 Logen besaß, hat uns derartige Akten, wie wir sie aus der „Sozietät der Freunde“ besitzen, aus der frühesten Zeit nicht hinterlassen. Die urkundlichen Beweise für den Besitz von Tempeln und Altären stammen erst aus späteren Jahren. Wer aber behauptet, daß diese erst später nachweisbaren Altäre und Tempel auch erst später geschaffen seien, der hat dafür den Beweis zu erbringen.

Aus den Tatsachen, daß die Society of Masons sich von Anbeginn an als **Brüderschaft** bezeichnet und daß sie rituelle Formen geübt und gehandhabt hat, geht klar hervor, daß diese Organisation zwar nicht vor der Öffentlichkeit, aber im stillen einen kultischen Charakter besessen hat, d. h., daß sie, ohne religiöse Zwecke zu verfolgen, doch eine religiöse Unterlage hatte, wie sie ja alle älteren Gilden besaßen. Wenn weder in den Protokollen noch in den Akten steht, daß Altäre und Tempel im Gebrauch gewesen sind — natürlich waren die „Altäre“ ebenso nur einfache Tische und die „Tempel“ nur Gasthauszimmer wie in den Logen der „Gesellschaft der Freunde“ —, so folgt daraus nicht, daß sie gefehlt haben. Wenn es feststeht, daß in der Society of Masons spätere Altäre und Tempel vorhanden waren und daß sie damals zum Wesen der Sache gerechnet werden, so bedarf es, um ihren früheren Gebrauch zu widerlegen, der Beibringung einwandfreier Aussagen, die ihr Nichtvorhandensein bezeugen. Wer hier das Argumentum ex silentio für entscheidend hält, beweist, daß seine Methode falsch ist. Ja selbst wenn einige Zeugen (was nicht der Fall ist) vor der Öffentlichkeit bestritten haben sollten, daß „Altäre“ und „Tempel“ vorhanden gewesen sind, so wäre die Frage zu prüfen, ob es sich nicht um eine Verschleierung handelt. Denn es waren gute Gründe für solche Verhüllungen vorhanden.

Die Organisation der „Hütten“ erstreckte sich keineswegs nur auf die Gewerkschaften, die mit der Baukunst zu tun hatten. Es gab auch „Hütten“, die den Bergbau betrieben (Hammerhütten, Schmelzhütten usw.) und „Hütten“, die das Glas herstellten (Glasmütten). Die Glasmacher (Glaser) von ehemals waren nicht einfache

Fenstereinglaser (was früher Sache der Schreiner war), sondern sie fertigten **Glasgeschirr**, **Butzenscheiben**, auch **Kunstgegenstände** (wie **Rosenkränze** usw.) aus Glas. Sie besaßen ihre Organisation, wie gesagt, in den **Glashütten**, die wegen des starken Holzbedarfs meist in **Waldgegenden** erbaut wurden. Wer die Geschichte des **Hüttenwesens**, das mit der **Alchemie** in allernächster Verbindung stand, studieren will, darf die **Glashütten** und die **Schmelzhütten** und die Verbindung der letzteren mit den **Münzgenossenschaften** nicht außer acht lassen.

Die „**Scheidekunst**“ (Chemie, Alchemie) galt bis in das 18. Jahrhundert hinein als ein Teil der „**Bergwerkslehre**“. In der Tat war die Chemie wohl zuerst aus den Bedürfnissen der Bergleute erwachsen, die die „**Scheidung der Metalle**“ als einen wesentlichen Teil ihrer „**Kunst**“ betrachteten. Dabei verdient es Beachtung, daß die **Eingeweihten** für die **chemischen Experimente** geheime Anweisungen unter sich fortpflanzten. Damit war die Möglichkeit gegeben, daß man nicht bloß technische, sondern auch **philosophisch-religiöse Geheimlehren** fortpflanzte und einen **Kreis von Wissenden** unter dem **Deckmantel** der Chemie zusammenführte. Jedenfalls sind die **Bergwerke** und deren **Hütten** (**Hammerhütten**, **Schmelzhütten** usw.) für die Fortpflanzung uralter Lehren sehr wichtig geworden.

Innerhalb der deutschen Gewerkschaft der **Steinmetzen** (lat. **caementarii**), die Jahrhunderte hindurch zugleich auch die **Formschneider**, **Bildhauer**, **Maler** und **Künstler** aller Art, aber auch die **Bergleute**, **Hammerhütten**, **Glashütten** und alles, was zum **Hüttenwesen** gehörte, umfaßte, hat es wohl die **Bezeichnung** **aufgefreite** oder „**freie Steinmetzen**“ (**liberi caementarii**), **Hütten**, **Haupthütten** usw. gegeben, aber die **Bezeichnung** **aufgefreite** oder „**freie Maurer**“ gab es nicht und konnte es nicht geben, weil der Name eine **niedere Verrichtung** bezeichnete, deren **Ausführer** nach der **Hüttenverfassung** keiner **Auffreieung** fähig waren. Daher kommt es, daß die **deutsche Sprache** das Wort **Freie Maurer** oder **Freimaurer** bis um das Jahr 1730 überhaupt nicht kennt; es kann also bis dahin in **Deutschland** auch keine „**Freimaurer**“ gegeben haben. Das Wort ist eine **schlechte Übersetzung** des **englischen Ausdrucks** **Free Masons**, der eigentlich „**Freie Steinmetzen**“ bedeutet.

Wer die **Kirchengeschichte** des **Mittelalters** kennt, dem ist es bekannt, daß die **Waldenser** seit den Zeiten, wo sie in den **Zunftstuben** der **Weber** ihre **Zusammenkünfte** abhielten, im **Volksmunde** **Weber** (**Tisserands**) genannt zu werden pflegten. Wer aber wegen dieses Namens behaupten wollte, daß das **Waldensertum** seine **Entstehung** in der **Weberei** besitze und im **Grunde** nur die **ehrbare Gesinnung**, wie sie im **Weberhandwerk** überliefert war, zum **Inhalt** und zur **Voraussetzung** habe, der würde **schwerlich** ernst genommen werden. Seitdem die **Sozietäten** der **Humanität** ihre **Zusammenkünfte** in den **Hütten** der **Steinmetzen** abhielten und zur **besseren Wahrung** ihrer **Geheimnisse** deren **Bräuche** annahmen, nannte man sie **Steinmetzen**. Folgt aber aus diesem Namen, daß der **Kern** der **Sache** nur in **Handwerker-Sitten**, **Anschauungen** und **Bräuchen** bestanden hat und daß die „**Sozietäten**“ aus dem **Handwerk** entstanden sind?

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. WOLFSTIEG UND DR. G. FRITZ
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

IV. Jahrg.

Berlin, im Januar 1912

Nr. 1

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des Juli und August. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Straße 22

Die deutsche Revolution 1848. Von Dr. E. **Brandenburg** o. ö. Prof. an der Univ. Leipzig. Hrsg. v. Paul Herre. Leipzig: Quelle & Meyer 1912. VIII, 133 S. 8°. Geb. M. 1,25. (Wissenschaft u. Bildung 74.)

Vorträge, die im Leipziger Lehrerverein gehalten worden sind. Sie enthalten zwar nicht viel Neues, was ja auch nicht im Plane der Darstellung lag, wohl aber eine klare kurze Darstellung der Ereignisse und eine ruhige objektive Beurteilung derselben. Zu wünschen wäre eine stärkere Benutzung des schönen Werkes von Friedrich Meinecke: „Weltbürgertum und Nationalstaat“ gewesen.

Philosophie und Weltanschauung von Karl Fahrion. Stuttgart: Kiemann 1911. 94 S. 8°. M. 1,80.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß eine „abschließende“ Weltanschauung nur gegründet werden kann, auf die Erkenntnis der Grenzen unseres Wissens. Gewiß! Die Philosophie keiner Zeit wird eine „abschließende“ Weltanschauung ergeben, auch wenn sie methodisch vom erkenntnistheoretischen Standpunkte aus vorgeht. Dennoch verfehlt das vorliegende Werk seinen Zweck nicht, nämlich den, zu zeigen, daß die Fragen nach dem Wesen des Seins und des Denkens von Anfang einen Widerspruch enthalten, dessen Lösung allein in der Erkenntnis seines Ursprungs liegt. Auch das ist gewiß längst bekannt. Aber da das Werk sich unter Vermeidung aller Fachausdrücke an weitere Kreise wendet, so ist es für alle die von Wert, denen die wissenschaftliche Philosophie zu schwierig erscheint. Auch im einzelnen bietet es manche beachtenswerten Gesichtspunkte.

August Dorner: Pessimismus, Nietzsche und Naturalismus mit besonderer Beziehung auf die Religion. Leipzig: Eckardt 1911. VIII, 327 S. 8°.

Die Arbeit ist aus Vorlesungen entstanden, die vor einem größeren Publikum von Zuhörern aller Fakultäten gehalten wurden. Wie der Verfasser selbst erklärt, ist es keineswegs seine Meinung, „daß man, um dem Naturalismus zu entgehen, in irgend einer Weise einen Dualismus zwischen Geist und Natur oder zwischen theoretischer Erkenntnis und Werturteilen aufrichten muß. Vielmehr soll auf Grund der Anerkennung der Selbständigkeit des Geistes und seines geistigen Inhalts und der Selbständigkeit der Natur und ihrer Gesetze eine einheitliche, beiden Gebieten in ihrer Eigenart gerecht werdende Weltanschauung erstrebt werden, die unter Benutzung der durch die empirischen Wissenschaften gewonnenen Resultate die idealistische Denkweise neu gestaltet“. Begründet ist dieser Idealismus in der höchsten Zweckidee dieser Einheit, die ihren Gipfel im absoluten Wesen Gottes findet. Eingeteilt ist die Arbeit in die Kapitel: Buddhismus, Pessimismus und Christentum, Nietzsche und die Romantik und Naturalismus, Naturwissenschaft und Religion. Die ganze Schrift ist geistesgeschichtlich gehalten und begnügt sich nicht mit einer bloßen kritischen Durchleuchtung der Gedanken unserer großen Philosophen, sondern versucht der Entwicklung der Ansichten über sein Thema nachzukommen. Die Schrift ist für die Leser der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft sehr wichtig und eine notwendige Ergänzung zu Dorners Encyclopädie der Philosophie, auf die hier wiederholt hingewiesen wird.

Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen von Prof. **Wilhelm Foerster**. [1832 bis 1910]. Berlin: G. Reimer 1911. VIII, 342 S. 8°. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Es handelt sich um den großen Astronomen Foerster, der, an der Spitze der Bewegung für ethische Kultur stehend, einen namhaften Platz auch in der Geistesgeschichte der neuesten Zeit einnimmt. Freunden des sympathischen Mannes und der Bewegung sei das Werk empfohlen, zumal es ja auch für die hinter uns liegende Zeitgeschichte von 1850 an von Interesse ist.

Madame Guyon: Zwölf geistliche Gespräche. Mit 2 Bildn. Aus dem Französischen übertr. und mit Einführung von N. Hoffmann. Jena: Diederichs 1911. VIII, 199 S. M. 4,—, geb. M. 5,50.

Wir stehen hier vor einer höchst wichtigen geistesgeschichtlichen Quelle. Mme Jeanne-Marie Bouvier de la Motte Guyon (1648—1717) ist eine der Führerinnen des mystischen französischen Quietismus, der Doktrin jener Gottsucher, deren Geschichte noch nicht geschrieben ist. Die Guyon war eine Freundin Fenelons; er hat an sie geglaubt und sein inneres Leben ist durch sie erneuert, sein Christentum durch sie wieder belebt worden; ja diese Dame hat dann eine bedeutende

Rolle in dem großen Streite zwischen Bossuet und Fenelon gespielt, der in der französischen Geistesgeschichte nicht ohne Bedeutung ist. Die hier nach einer sehr lesenswerten Einleitung von N. Hoffmann gelieferte tadellose Übersetzung der „Gespräche“ ist die erste in Deutschland. Die Sachen sind höchst interessant und lassen einen tiefen Blick in diesen Strom der geistigen Entwicklung der Menschheit tun, den man nicht mit einigen Schlagworten oder gar Schimpfworten abtun sollte.

Sören Kierkegaard: Gesammelte Werke. Bd. 1, 12. Jena 1909-1911. 8°.

1. Entweder—Oder. Mit Nachw. von Christoph Schrempf, übers. von Wolfgang Pfeiderer und Christoph Schrempf. Tl. 1. 1911. 397 S. M. 5,—, geb. M. 6,—.
12. Der Augenblick. Mit Nachw. von Christoph Schrempf. 2. Aufl. 1909. 174 S. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Es ist ja nicht das erste Mal, daß Referent Teile dieser herrlichen Kierkegaard-Ausgabe bespricht, und er kann sich daher mit einem kurzen Hinweis auf die neuen Bände begnügen. Der Band I ist der erste Teil eines der Hauptwerke Kierkegaards, des Lebensfragmentes „Entweder-Oder“, das 1843 in Kopenhagen erschien und eine unglaubliche Wirkung hatte. Dieser Teil ist durch und durch sokratisch-ironisch und nimmt die damalige modern-romantische Ironie aufs Korn. Der Verfasser beleuchtet die ästhetische Lebensform und beweist durch eine Reihe von glänzenden Abhandlungen, daß ein Leben, das sich in und zu modern-dämonischem Genusse entwickelt, in Verzweiflung enden muß. Der Band enthält die Abhandlungen; Die Stadien des unmittelbar Erotischen oder das Musikalisch-Erotische, der Reflex des Antik-Tragischen in dem Modern-Tragischen, Schattenrisse, der Unglücklichste, die erste Liebe, die Wechselwirtschaft und Tagebuch des Verführers. — Der 12. Band ist eine 2. Auflage von „Der Augenblick“, die Schrempf in erster Auflage 1896 in Frommans Verlag herausgab. Dieses Buch, das 1855 geschrieben wurde, ist der schärfste Angriff auf die Kirche, der je gemacht wurde. Aber auch den, der Kierkegaards Gesinnung in dieser Hinsicht nicht teilt, entzückt in ihm der furchtbare Ernst, mit dem der Verfasser operiert. Daher die enorme Wucht, die dem „Augenblick“ eigen ist. Wer Kierkegaard studiert — und er ist des Studiums wert — kann an diesen Bänden nicht vorübergehen.

Ku Hung-Ming: Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze. Hrsg. mit einem Vorwort von Alfons Paquet. Jena: Diederichs 1911. XIII, 148 S. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Der Verfasser, einer der jungchinesischen Literaten, bekannt durch den offenen Brief Tolstojs an ihn, hat diese Aufsätze ursprünglich in englischer Sprache erscheinen lassen; sie liegen nun in einer Übersetzung des Sinologen Richard Wilhelm vor. Der Inhalt ist folgender: Kultur und Anarchie; Erweiterung des Gesichtskreises; die Geschichte einer chinesischen Oxford-Bewegung; Offener Brief an den Herausgeber der „North China Daily News“. Die dritte Abhandlung ist entschieden die bedeutendste. Wer die heutige Bewegung in China ganz und in ihren innersten Motiven heraus verstehen will, muß sie lesen. Dieser kluge, nationalgesinnte und hochintelligente Literat, der Europa genau kennt, deckt uns die Fäden auf, an denen die Figuren der Bewegung in China gezogen werden, und die Gründe, weshalb man in China so fremdenfeindlich ist. Welch ein feiner Beobachter! Welch ein Psychologe und Kämpfer wider „die eindringenden Europäer und die zerstörenden Kräfte ihrer modernen, aufs äußerste materialistischen Kultur!“ In diesem Buche setzt es Hiebe gegen die westliche Kultur im Namen einer uralten Tradition und eines Volkes, das stolz ist auf seine Religion und seine geistigen und kulturellen Leistungen von Jahrtausenden her.

Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem hl. Thomas von Aquin von Joseph Mausbach. Freiburg i. Br. 1911. 3 Bl. 98 S. 8^o. M. 1,50.

Vorträge, die auf den theologischen Hochschulkursen gehalten wurden. Die Schrift ist durchweg kritisch und in ihrer Disposition sehr verständig aufgebaut. Die Diktion mutet den modernen Menschen bisweilen etwas altväterlich an, die ganze Arbeit ist aber vom geistesgeschichtlichen Standpunkte aus gesehen hochinteressant und wertvoll.

Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner. München und Leipzig: Georg Müller 1910. Geb. M. 38,—.

Ein eigenartiges Buch — aber verwandt dem Geiste des Comenius und der Humanität, dem Mauthner an vielen Stellen eine Besprechung widmet. Manches ist anfechtbar, aber vieles ist gewandt und geistreich — fast alles interessant. Wenn auch das Sprachliche dominiert, so wird auch der Nichtethymologe vieles finden, was ihn fesselt. Die Wahl der Stichworte enthält keine bestimmte Gruppierung, ja es scheint, als ob mit Absicht die Auswahl wahllos getroffen sei, so daß es sich um Lieblingsbegriffe des Verfassers handelt. Einige besonders breit ausgesponnene Stichworte setze ich her: Agnosticismus, Christentum, Circulus vitiosus, Deismus, Denken, Ehre, Eitelkeit, Esoterisch, Form, Fortschritt, Freiheit, Geist, Geschichte, Gott, Idealismus, Leben, Monismus, Mystik, Natur, Optimismus, Persönlichkeit, Religion,

Schopenhauer, Spinoza, Unsterblichkeit, Wahrheit, Zeit, Zweck, Zufall. Auf die eigenen Ansichten des Verfassers kann ich nicht eingehen. Der Standpunkt ist ganz modern. Mir scheint, als ob der Verfasser eine Vorführung von Glauben und Wissen im Auge hat. Er lehnt das Transzendente nicht ab. Seine Ideale sind Spinoza und Schopenhauer. Es fehlt nicht an originellen treffenden Bemerkungen, und an der frischen, oft sehr drastischen Schreibweise und Sprache habe ich meine Freude gehabt. Jedenfalls ein Werk, an dem man nicht vorübergehen wird.

Oberstabsarzt N e u m a n n.

Hans Sachsens ausgewählte Werke. 2 Bde. Im Insel-Verlag, Leipzig. Hrsg. und mit biograph. Nachwort versehen von Paul Merker.

Hans Sachs gehört zu denjenigen älteren Dichtern, die auch der Laie immer wieder gerne lesen wird. Wenn man ganz allgemein von einem deutschen poetischen Stil reden will, so kann hierfür kein anderer als der urwüchsige realistische, im Idiom des Mittelalters wurzelnde, doch aus diesem gleichsam in die freie Luft der Neuzeit, der Reformation emporgewachsene Stil des Hans Sachs in Frage kommen. Der junge Goethe hatte eine besondere Vorliebe für diesen Stil, den er eben als den deutschen empfand, und instinktiv auch wohl aus dem Grunde, weil er schmiegsam und biegsam wie kein anderer ist, jeder Nuance, jedem Detail folgt und jeder individuellen Behandlung sich anpaßt. Und wie der Stil des Hans Sachs, so ist das Wesen des Dichters das des deutschen Menschen in seiner volkstümlichen Erscheinung: ein Wesen in einer gesunden realistischen Weltanschauung wurzelnd, seine Wurzeln nach allen Tiefen, seine Zweige nach Licht und Sonne hinstreckend, souverän in seinem Humor, der aus Lebenstiefen, aus Lebensweisheit und aus einem persönlichen Verhältnis zu allen großen und kleinen Dingen emporquillt. Jede Förderung dieses Dichters ist eine Förderung des deutschen Geistes, ist eine nationale Tat im rechten Sinne. Von der vorliegenden ungemein stilvoll ausgestatteten Ausgabe — ich empfehle besonders die in Grauleinen gebundene — gilt dies besonders. Sie will nicht das literarhistorische Wichtige und Interessante, sondern das Schöne und Lesenswerte aus Hans Sachsens reichem Nachlaß darbieten. Der Dichter ist hier mit allen Arten seiner Kunst vertreten, auf die er und seine Zeitgenossen Wert legten. Eine besondere Freude werden dem Kenner die vielen schönen Holzschnitte von Behaim, Dürer usw. bereiten, die einst die Flugblätter des Hans Sachs zierten und hier in vortrefflichen Reproduktionen als Buchschmuck erscheinen.

Hans B e n z m a n n.

Das religiöse Leben in Amerika. Von **Wilhelm Müller.**

Jena: Diederichs 1911. 265 S. 8°. M. 4,50, geb. M. 5,30.

Verfasser ist Schuldirektor; er sagt über die Art, wie er seine Aufgabe aufgefaßt hat, selber folgendes: „Ich bemühte mich, kirchliche Einrichtungen in ihren Zielen und Errungenschaften näher kennen zu lernen und die Quellen religiöser Gesinnung, wie deren Einfluß auf das individuelle und soziale Leben innerhalb und außerhalb der Kirchen festzustellen. Das Ergebnis meiner Ermittlungen habe ich in dieser Schrift niedergelegt, nicht als Fachmann, der eine Geschichte der Religion in Amerika oder eine wissenschaftliche Kritik der religiösen Entwicklung bieten will, sondern als ein aufmerksamer Beobachter, welcher versuchte, die verschiedenen Eindrücke unbefangen auf sich wirken zu lassen, die Erscheinungen psychologisch zu ergründen und so getreu als möglich wiederzugeben.“ Verfasser verfährt, um diese Aufgabe zu lösen, nun zunächst so, daß er uns die Entwicklung des religiösen Lebens in Neuengland, den Mittelstaaten und den Südstaaten schildert, mit Recht *Emerson* einen besonderen Platz anweisend, und dann das religiöse Leben im heutigen Amerika — er meint immer die Union — in voller Breite darstellt. Nicht nur das Christentum, sondern auch das Judentum wird berücksichtigt; selbst die Gesellschaft für ethische Kultur, der mächtige Verein christlicher junger Männer usw. ist nicht vergessen. Darauf folgt ein Kapitel über das Verhältnis der Kirche zur Arbeiterschaft, über die Kirchlichkeit in Amerika und über den religiösen Liberalismus und dann wird diese ausgezeichnete Übersicht mit einem Blicke in die Zukunft geschlossen. Da das Werk namentlich in seinen ersten Kapiteln auch geistesgeschichtlich höchst wichtig ist und durch seine prächtige Diktion und seine klare Darstellung direkt auffällt, so sei es allen Lesern der Comeniushefte bestens empfohlen.

Friedrich Naumann: Geist und Glaube. Berlin-Schöneberg: Fortschritt 1911. 263 S. Kart. M. 3,— geb. M. 4,—.

Das Buch enthält 17 Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind; die Sammlung reicht aber bis in die neueste Zeit (die Verurteilung *Jathos*) hinein. Naumann hat den Stoff in drei Gruppen eingeteilt: Glaube und Fortschritt, Glaube und Persönlichkeit und Glaube und Staatsmacht. Wer die wuchtige, voll ausgebildete Persönlichkeit des Verfassers und seinen vollendeten Ausdruck in der Schriftstellerei einigermaßen kennt, wird sich ohne weiteres ein Bild von dem Inhalt und der Form dieser Sammlung machen können; sie ist gewiß ebenso reich an Geist wie fest im Glauben, aber auch ebenso bestimmt in ihrer Welt- und Lebensanschauung und in den Gesichtspunkten von Naumanns Partei. Das ist nun einmal nicht anders. Von einer solch ausgeprägten Persönlichkeit reine Objektivität verlangen, hieße dem Flusse gebieten, er solle bergauf strömen. Vielleicht ist das

aber auch gerade das Gute und das Interessante an dem Buche, wie an der Rose ihr ganz bestimmter Duft. Für uns sind namentlich die Aufsätze besonders beachtenswert: Der Fortschritt in der Menschheit, den Ranke so entschieden leugnete, Naumann bejaht („Schafft Menschen, die an etwas Großes glauben, so baut ihr damit die Straßen für alle späteren Leistungen der Nation“); dann „Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs“, „Die Moral der Masse“ und endlich der in der „Patria“ erschienene Aufsatz: „Staat und Kirche im Laufe der Geschichte“. Das Buch ist dem Abg. C. Schrader gewidmet, in dessen Werken Naumann den Beweis dafür sieht, „daß die Religion auch in unsern Tagen nicht nur eine Sache für Verehrer alter Zustände und Geistesformen ist, sondern ein dringendes und steigendes Bedürfnis für arbeitsreiche Menschen der Gegenwart und Zukunft“. Ganz richtig!

Plotin: Enneaden. In Auswahl übers. und einged. von **Otto Kiefer.** Bd. 1-2. Jena und Leipzig: Diederichs 1905. 8°. M. 14,—, geb. M. 18,—.

1. XXIV, 289 S.
2. 308 S.

Leider verspätet, lag mir durch einen Zufall erst jetzt vor. Das Buch ist bereits verschiedentlich rezensiert und freundlich aufgenommen. Ich möchte aber nicht versäumen, die Leser der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft noch einmal ausdrücklich auf dasselbe hinzuweisen.

Shakespeare in deutscher Sprache. Hrsg. und zum Teil neu übersetzt von **Friedrich Gundolf.** Gesamte Ausstattung von **Melchior Lechter.** 1. Bd.: Die Römerdramen. 2. Bd.: Romeo und Julie. Othello. Der Kaufmann von Venedig. 3. Bd.: König Johann. König Richard II. König Heinrich IV. Erster Teil. Broschiert jeder Band M. 6,—, Leinen geb. M. 7,50, Leder M. 12,50. Berlin: **Georg Bondi.**

Eine neue monumentale Shakespeare-Ausgabe ist, obwohl wir keine solche, die einem modernen Geschmack entspricht, besitzen, immerhin ein gewagtes Unternehmen. Shakespeare ist derartig populär in Deutschland, daß Alt und Jung, Reich und Arm sein Genüge in einer sogenannten Klassikerausgabe gefunden hat und findet. Nun gibt es allerdings sehr viele, die sich eine besonders stilvoll ausgestattete Shakespeare-Ausgabe wünschen, eine Ausgabe, die auch wählerisch in der Übersetzung ist, die alle Dramen in einer von einem einheitlich gerichteten Geiste zeugenden Übersetzung wiedergibt und doch jedes Stück individueller Eigenart voll Genüge tut. Man hat an allen bisherigen Übersetzungen

Kritik geübt. Es würde sich wohl lohnen, einmal von jedem Stücke die relativ beste Übersetzung herauszunehmen, sie mit kundigem, untrüglichen Sinne zu berichtigen, wo es notwendig ist, und dann alle diese Meisterleistungen zusammenzustellen. Ob nicht doch Stil und Art der verschiedensten Übersetzer disharmonisch wirken? Ob dieses subjektive Auswählen dem subjektiven Empfinden und Verstehen, dem Kunst- und Kultursinn der Leser entspricht oder immer entspricht? Es ist ein gefährliches Unternehmen. Aber daß es einmal in die Wege geleitet wurde, ist zunächst anzuerkennen. Friedrich Gundolf, selbst ein Dichter aus der Schule Stefan Georges, der freilich dem Volksdichter Shakespeare nicht gerade nahesteht, hat dieses Unternehmen begonnen. Wir sehen einen sich äußerlich monumental repräsentierenden Band vor uns, den Melchior Lechter etwas üppig in den Zierleisten, in der Drucktype usw. ausgestattet hat — doch wird die Shakespearestimme durch diese Mischung von Gotik und Renaissance durchaus nicht gestört. Im Gegenteil, mir scheint diese Feierlichkeit der Größe des Genius und dem Charakter der Zeit, der ja auch er angehört, der Renaissance, zu entsprechen. Gundolf hat hauptsächlich die Übersetzungen von August Wilhelm Schlegel herangezogen, die er von offenbaren Fehlern reinigen will, dazu kommen seine Neuübertragungen und die relativ besten nichtschlegelschen Übertragungen. Von den bisher vorliegenden Dramen hat Gundolf „Coriolan“, „Antonius und Kleopatra“ und „Othello“ übersetzt. Die Übersetzung hat ihre feinen sprachlichen und künstlerischen Reize; doch man muß sich in ihren Ton, gleichsam in ihr Nervensystem erst hineinlesen.

H a n s B e n z m a n n.

Bibliographie der freimaurerischen Literatur. Hrsg. auf Veranlassung und mit Unterstützung des Vereins deutscher Freimaurer, vieler deutscher und ausländischer Großlogen, Logen und einzelner Freimaurer von August Wolfstieg. Bd. 1. Selbstverl. d. Ver. deutscher Freimaurer, in Komm. bei A. Hopfer in Burg. 1911. Lex. 8^o. M. 25,—. 1:IX, 990 S.

Die größte Fachbibliographie über Geistesgeschichte, die jemals angefertigt wurde. Schon dieser Band enthält über 20000 Titel von Schriften des 18. und 19. Jahrhunderts. Da hierin außer dem allgemeinen Teile auch der historische, also der für uns wichtigste Teil behandelt ist, so soll nicht unterlassen werden, auf diese Bibliographie, die nicht nur freimaurerische, sondern auch geistesgeschichtliche Schriften und biographische Arbeiten in großer Menge verzeichnet, an dieser Stelle ausdrücklich hinzuweisen.

Vorträge und Aufsätze ans der Comenius-Gesellschaft

- I, 1. **Ludw. Keller**, Die Comenius-Gesellschaft. 0,75 Mk.
 I, 2. **W. Heinzemann**, Goethes religiöse Entwicklung. 0,75 Mk.
 I, 3. **J. Loserth**, Die kirchliche Reformbewegung in England nsw. 0,75 Mk.
 II, 1. **Ludw. Keller**, Wege und Ziele. 0,75 Mk.
 II, 2. **K. Reinhardt**, Die Schulordnung in Comenius' Unterrichtslehre und die Frankfurter Lehrpläne. 0,75 Mk.
 II, 3. **Ludw. Keller**, Die böhmischen Brüder u. ihre Vorläufer. (Vergriffen!)
 III, 1. **Ludw. Keller**, Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. (Vergriffen!)
 III, 2. **P. Natorp**, Ludwig Natorp. 0,75 Mk.
 IV, 1/2. **Ludw. Keller**, Die Anfänge der Reformation und die Ketterschulen. 1,50 Mk.
 V, 1/2. **Ludw. Keller**, Grundfragen der Reformationsgeschichte. 1,50 Mk.
 V, 3. **A. Lasson**, Jacob Böhme. 0,75 Mk.
 VI, 1. **Ludw. Keller**, Zur Geschichte der Bauhütten und der Hüttengeheimnisse. 0,75 Mk.
 VI, 2. **C. Nörrenberg**, Die Bücherhallen-Bewegung im Jahr 1897. 0,75 Mk.
 VII, 1/2. **R. von Beck**, Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubünden und Tirol. 0,75 Mk.
 VII, 3. **Ludw. Keller**, Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben im Zeitalter der Renaissance. 0,75 Mk.
 VIII, 1. **W. Wetekamp**, Volksbildung—Volkserholung—Volksheime. 0,75 Mk.
 VIII, 2. **Ludw. Keller**, Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts und die moralischen Wochenschriften. 0,75 Mk.
 IX, 1/2. **H. Romundt**, Der Platonismus in Kants Kritik d. Urteilkraft. 1,50 Mk.
 IX, 3. **Ludw. Keller**, Graf Albrecht Wolfgang v. Schaumburg-Lippe. 0,75 Mk.
 X, 1. **Ludw. Keller**, Die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick. 0,75 Mk.
 X, 2. **W. Wagner**, Die Studentenschaft und die Volksbildung. 0,75 Mk.
 X, 3. **G. Fritz**, Die Neugestaltung des städt. Bibliothekwesens. 0,75 Mk.
 XI, 1. **J. Ziehen**, Ein Reichsamt für Volkserziehung u. Bildungswesen. 1 Mk.
 XI, 2. **Ludw. Keller**, Die Anfänge der Renaissance und die Kultgesellschaften des Humanismus im 13. und 14. Jahrhundert. 1 Mk.
 XI, 3. **Ludw. Keller**, Gottfried Wilhelm Leibniz und die deutschen Sozietäten des 17. Jahrhunderts. 1 Mk.
 XII, 1. **Ludw. Keller**, Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. 1,50 Mk.
 XII, 3. **Paul Deussen**, Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. 1 Mk.
 XII, 4. **Ludw. Keller**, Der Humanismus. Sein Wesen u. seine Geschichte. 1 Mk.
 XIII, 1. **W. Pastor**, G. Th. Fechner u. d. Weltanschauung d. Alleinslehre. 0,75 Mk.
 XIII, 4. **Paul Szymank**, Die freistudentische oder Finkenschaftsbewegung an den deutschen Hochschulen. 0,50 Mk.
 XIII, 5. **Ludw. Keller**, Die italienischen Akademien d. 18. Jahrh. usw. 0,50 Mk.
 XIV, 1. **Ludw. Keller**, Latomien und Loggien in alter Zeit. 0,50 Mk.
 XIV, 2. **L. Keller**, Die heiligen Zahlen und die Symbolik der Katakomben. 1 Mk.
 XV, 1. **Ludw. Keller**, Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. 0,50 Mk.
 0,50 Mk. (Vergriffen!) s. XVI, 4.
 XVI, 2. **Died. Bischoff**, Die soziale Frage im Lichte des Humanitätsgedankens. 0,75 Mk.
 XVI, 3. **Ludwig Keller**, Die Großloge Indissolubilis und andere Ordenssysteme des 16. und 17. Jahrhunderts. 0,60 Mk.
 XVI, 4. **G. Fritz**, Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung. 2. Auflage. 0,50 Mk.
 XVI, 5. **Karl Hesse**, Kulturideale und Volkserziehung. 0,60 Mk.
 XVII, 1. **Heinrich Romundt**, Die Wiedergeburt der Philosophie. 0,40 M.
 XVII, 3. **von Reitzenstein**, Fichtes philosophischer Werdegang. 0,75 M.
 XVII, 4. **Ludwig Keller**, Die Sozietäten des Humanismus und die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. 1,50 Mk.
 XVII, 6. **Ludw. Keller**, Schillers Weltanschauung. 2. Aufl. 1,50 Mk.
 XVII, 7. **L. Keller**, Die Idee der Humanität und die C. G. 4. Aufl. 0,75 Mk.
 XVIII, 1. **K. Hesse**, Nationale staatsbürgerliche Erziehung. 0,75 Mk.
 XVIII, 2. **L. Keller**, Die sozialpädagogischen Erfolge der Comenius-Gesellschaft. 0,40 Mk.
 XVIII, 3. **K. Hesse**, Nationale staatsbürgerliche Erziehung. 2. Aufl. 0,75 M.
 XVIII, 4. **L. Keller**, Johann Gottfried Herder usw. 2. Aufl. 1,50 M.
 XVIII, 5. **Ludwig Keller**, Die geistigen Strömungen der Gegenwart und das öffentliche Leben. 3. Aufl. 0,50 M.

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Vorsitzender:

Dr. Ludwig Keller, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz und
Freiherr von Reitzenstein, Major z. D., Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Direktor Dr. Dierlich Bischoff, Leipzig. Dr. Graf Douglas, Mitglied des Staatarats und des Abg.-H. Geheimerat Prof. Dr. R. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Dr. Fritz, Charlottenburg. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalischen Gymnasiums, Berlin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Geh. Hofrat Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Direktionsrat a. D. Dr. v. Schenckendorf, M. d. Abg.-H., Görlitz. Generalleutnant z. D., von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Bibliotheks-Direktor Dr. Seedorf, Bremen. Universitäts-Professor Dr. von Thudichum, Tübingen. Generalleutnant z. D. Wegner, Berlin. Dr. A. Wernicke, Direktor der städt. Oberrealschule und Prof. der techn. Hochschule, Braunschweig. Professor W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg. Geh. Regierungsrat Richard Witting, Berlin. Professor D. Dr. Zimmer, Berlin-Zehlendorf.

Stellvertretende Mitglieder:

Lehrer E. Aron, Berlin. Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Friedrichshagen. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Professor Dr. Eickhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Berlin-Charlottenburg. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Müller, Berlin-Karlshorst. Schulrat Dr. Mosapp, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Univ.-Prof. Dr. Natorp, Marburg a. N. Oberstabsarzt Dr. Neumann, Bromberg. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Bürgerschul-Direktor Siamönik, Prerau (Mähren). Oberlehrer Dr. Szymank, Posen. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

Die Erwerbung der Mitgliedschaft ist an die Zahlung eines Eintrittsgelds gebunden. Das Eintrittsgeld beträgt:

1. für Personen M 2,
2. für Körperschaften M 10,

die bei Zahlung des ersten Jahresbeitrags (s. unten) zu entrichten sind.

Die Jahresbeiträge der Mitglieder betragen:

- a) Mark 10 als Stifter der C. G. Durch Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte auf Lebenszeit erworben.
- b) Mark 6 als Teilnehmer der C. G.
- c) Mark 4 als Abteilungsmitglied der C. G.

Die Stifter erhalten die Monatsschriften der C. G. (jährlich 10 Hefte).

Die Teilnehmer erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte).

Die Abteilungs-Mitglieder erhalten nur die Monatshefte für Volks-erziehung (jährlich 5 Hefte).

Körperschaften können nur als Stifter beitreten.

Alle Zahlungen sind zu richten an:

Deutsche Bank, Depositenkasse A, Berlin W 8.

Satzungen und Werbeschriften versendet die Geschäftsstelle der C. G., Charlottenburg, Berliner Straße 22, kostenlos.